Die Schwester der Geister.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Drittes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1854.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

6. Commenthur Malo.

Etwas mehr, als den Teufel, fürchten die guten Leute in der Bretagne diejenigen, welche ein Priesterseminar besucht und dann den Priesterrock in die Ecke geworfen haben.

Aber der Haß der guten Leute in der Bretagne entfernt sich nie von der Klugheit, und man wird nie einen verständigen Bretonen etwas Böses von dem alten Wilhelm — denn so nennt man dort den Teufel — sagen hören.

Als Gabriel, nachdem er den schwarzen Rock getragen hatte, sich plötzlich Herr von Feuillans nennen ließ und eine Rolle zu spielen begann, da zogen die Bauern des Dorfes Orlan, welche seine Geschichte kannten, ihre Hüte noch etwas tiefer vor ihm, als früher.

Wenn er in seiner prächtigen Kutsche nach dem prachtvollen Schlosse fuhr, welches er an eben der Stelle erbauen ließ, wo früher das Schloß Treguern gestanden hatte, so würde es sich nur ein Betrunkener haben einfallen lassen, zu sagen:

„Siehe da! das ist Pfaff Bauerntölpel, dem Steppchen seine Kutsche geliehen hat."

Steppchen iſt ebenfalls ein Spitzname des Meiſter Satan.

Es hatte ſich aber gar viel zugetragen, ehe Gabriel Schlöſſer bauen und dieſelben in der Kutſche beſuchen konnte.

Zu der Zeit, als der Commenthur Malo als Währwolf oder Butzemann in dem Thränenthurme wohnte, beſtand die Familie Treguern aus drei jungen Perſonen, die weder Vater, noch Mutter hatten.

Der Vornehmſte unter dieſen Drei, welcher das Haupt der Familie war, obſchon er kaum ſein zwanzigſtes Jahr überſchritten hatte, unterſtützte nach beſten Kräften ſeine beiden Schweſtern, deren eine, Marianne, die aus rechter Ehe ſtammte, zweiundzwanzig Jahr zählte, während die andere noch ein Kind war.

Dieſe letztere hieß Laurence.

Filhol von Treguern war ein ſchöner junger Mann, von kräftigem Körper und geſetztem Geiſt.

Die Leiden ſeiner Familie hatten ihm ſchon früh jene Heiterkeit geraubt, welche ſonſt ein Erbtheil der Jugend iſt.

Er hatte ſich zu früh verheirathet, wie das gewöhnlich alle unglücklichen jungen Männer thun.

Seine Gattin ſtammte aus einer edlen Familie, die aber eben ſo verarmt war, wie die Familie Treguern, und hatte ihn bereits zum Vater gemacht.

Filhol ſagte oft, daß er die Hälfte ſeines Lebens darum geben würde, um Wohlſtand in das Schloß Treguern zurück zu führen, deſſen baldigen vollkommenen Einſturz man bereits vorherſehen konnte.

Allein das waren nur Worte.

Er that nichts, um ſich aus ſeiner Armuth zu erheben,

ſondern erwartete in düſterer Schwermuth die Stunde, wo die zuſammenſtürzenden alten Mauern ihn unter ihren Trümmern begraben würden.

Plötzlich ſah man ſein ganzes Benehmen umgeändert.

Gabriel war in Orlan aufgetreten, und Filhol ſchloß die engſte Freundſchaft mit dem jungen Seminariſten.

Es war das eine von jenen romanhaften und wie ein Blitz auflodernden Leidenſchaften, welche über das Loos vollkommener Liebenden entſcheiden; nie iſt eine in einem Romane geſchilderte Liebe zwiſchen einem König und einer Schäferin urplötzlicher erwacht, als die innige, enge Freundſchaft zwiſchen den beiden jungen Männern.

Gabriel hatte zu jeder Stunde Eintritt im Schloſſe, und da Marianne von Treguern ein ſchönes Mädchen war, ſo begannen die böſen Zungen im Dorfe Orlan ſich bereits zu regen.

Man ſprach von nächtlichen Zuſammenkünften, welche bei der Wittwe Le Brec, dieſer allgemein verhaßten Perſon, ſtatthaben ſollten.

In dem Dorfe Orlan wohnte ein frommer Greis, der Rector des Sprengels.

Aber Niemand wagte es, den Seminariſt bei demſelben zu verklagen, weil die le Brec eine Hexe war und eine Beſchreiung leicht ausgeſprochen iſt

Bis zu dieſer Stunde hatte Filhol ſeine Gattin Genovefa zärtlich geliebt, die eine Waiſe war, wie er, aber noch ärmer, als er.

Wo die Liebe wohnt, da iſt das vollkommene Elend

noch immer nicht eingezogen, und Filhol war noch etwas glücklich.

Eines Tages theilte Genovefa, das arme treue Kind, ihrem Gemahl mit, was man ſich in dem Dorfe erzähle, und zum erſten Male in ſeinem Leben wurde Filhol böſe und behandelte ſeine Frau in roher Weiſe.

Er entfernte ſich von ihr, um ſich dem Seminariſt mehr zu nähern, und bald war Gabriel mehr Herr im Schloſſe, als er ſelbſt.

Wenn ſie mit einander luſtwandelten, ſo ſah man man ſie lebhafte Worte mit einander wechſeln, eifrig mit einander ſtreiten und große bedruckte Bogen zu Rathe ziehen, welche ſie auf dem Raſen ausbreiteten, um ſie beſſer leſen zu können.

In dem Dorfe Orlan wußte Niemand, was das für Bogen wären.

Es waren vielleicht Zeitungen.

Der Sacriſtan fand eines Morgens einen jener Bogen, welcher auf der Heide vergeſſen war, und ſah mit Schrecken, daß ſein gedruckter Inhalt weder franzöſiſch, noch auch Lateiniſch ſei.

Der Sacriſtan konnte nichts Beſſeres thun, als Feuer anzuſchlagen und das gottloſe Papier an derſelben Stelle zu verbrennen, wo er es gefunden hatte.

Während das Papier brannte, hörte der Sacriſtan hinter der Hecke Gabriel und Filhol, welche ohne Zweifel kamen, um ihre Zauberſchrift zu holen.

Sie plauderten mit einander, und der Sacriſtan konnte

vernehmen, daß ſich die armen jungen Thoren von einer glänzenden Zukunft und großartigen Reichthümern unterhielten.

Und doch hätte Gabriel nichts Anders von der Zukunft erwarten ſollen, als irgend eine Landpfaffenſtelle, wenn es nicht die hellſehende Kirche vorzog, ihn zu rechter Zeit aus ihrem Schooße zu werfen.

Und Filhol durfte nichts von der Zukunft erwarten, als den Hungertod in ſeinem hochadligen Rattenneſte!

Dennoch ſprachen ſie von hunderttauſend Franken!

Noch an demſelben Tage begab ſich Filhol nach Redon und verpfändete ſein letztes Stück Land, um eine kleine Summe Geld zu erhalten.

Als er dieſe Summe erhalten hatte, kehrte er nicht etwa nach dem Schloſſe zurück, ſondern eilte nach der Mündung der Vilaine und ſchiffte ſich auf einem Fiſcherboote ein, welches eben beladen wurde, um nach der engliſchen Küſte zu fahren.

Bevor er abfuhr, ſandte er noch an ſeine Frau und ſeine Schweſter Marianne einen Brief, welchen er in der Betrunkenheit geſchrieben zu haben ſchien.

Dieſer Brief lautete:

„Ich will reich werden und werde reich werden; bei meiner Rückkehr werden wir Alle glücklich ſein, und der Stern von Treguern wird von Neuem am Himmel erſtrahlen. — Vertraut auf meinen Freund Gabriel.“

Genovefa ſchüttelte ihr blondes Haupt und wandte ihre thränenfeuchten Augen nach der Wiege, in welcher die kleine Olympia ſchlief, die bald ein Jahr alt war.

Marianne dagegen klatschte in die Hände und schien toll vor Freude zu sein.

Marianne war ehrsüchtig, und die Ehrsüchtigen wünschen sich so viel, daß sie stets zu hoffen bereit sind.

Laurence, Filhols junge Schwester, schaukelte lachend Olympia's Wiege und sagte:

„Wenn wir erst recht reich sind, so bekommt Olympia ein Spitzenhäubchen!"

Ein ganz eigenthümliches Kind war diese Laurence, und wenn Gabriel in das Schloß kam, so konnte sie ganze Stunden an einer Stelle still sitzen, um ihn aus der Ferne zu betrachten.

Als eines Tages Gabriel scherzend Marianne's Hand geküßt hatte, war Laurence entflohen, und man hatte sie weinend unter der Thür des Schlosses sitzen gefunden.

Filhols Abwesenheit war nicht geeignet, um den Dorfplaudereien ein Ende zu machen.

Gott weiß, daß die rüstigen Zungen in Orlan nicht feierten!

Der Commenthur Malo verließ eines Morgens seinen Thurm und kam nach dem Schlosse, weil er ein Treguern war, und die Ehre des Namens auch ihn anging.

Er legte seine beiden Hände auf Gabriels Schultern und betrachtete ihn lange Zeit.

„Ha!" machte er dann und athmete tief auf, „junger Mann, Sie sind es also, der das Alles vollbringen wird!"

Es war nicht immer leicht, den Sinn der von dem Commenthur gesprochenen Worte zu erfassen, aber man ließ ihn sprechen.

„Guten Morgen, meine Nichten," ſagte er dann, „ich habe heute Nacht geſehen, wie mein Neffe Filhol dem Glücke nachläuft."

„Dieſe Nacht!" wiederholte Genovefa vor Freude zitternd; „iſt er denn in unſrer Nähe?"

Die Blicke des Commenthurs ſchienen in eine weite Ferne zu ſtarren.

„Er iſt ſehr fern!" entgegnete er; „dort unten — jenſeit des Meeres! Er thut etwas, das nie ein Treguern vor ihm gethan hatte: er lügt!"

Und er ließ Gabriel los, um die Hand der weinenden Genovefa zu ergreifen.

„Sie ſind die Beſte, Frau Gräfin von Treguern," ſagte er in einem ernſten und wohlwollenden Tone zu ihr; „Sie werden ſtets gehorchen, weil Sie ſtets lieben werden. Wenn aber Ihr Sohn das Licht der Welt erblicken wird, dann merken Sie ſich ſeine Züge wohl, um ihn dereinſt wieder zu erkennen."

Genovefa richtete erſtaunt einen fragenden Blick auf ihn.

Anſtatt weiter zu ſprechen, küßte er die kleine Olympia in ihrer Wiege und fuhr fort:

„Gott behüte dieſes Kind, welches ſeine Tugend wie ein Verbrechen verheimlichen wird! — Mein Fräulein Nichte," fuhr er dann fort, indem er Marianne auf ſpöttiſche Weiſe begrüßte, „ſind Sie eine le Bret oder eine Treguern? Ich ſuche Ihr Herz. — Sie werden lange leben und Zeit haben, die Tage der Armuth zu vergeſſen."

Laurence hörte erſtaunt zu.

Er neigte ſich auch gegen ſie, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und ſagte nur die zwei Worte:

„Liebe tödtet!“

Dann kehrte er zu Gabriel zurück, der ſich anſtrengte, einige Feſtigkeit zu behaupten.

„Du,“ ſagte er, „Du haſt es geſehen, wie die Natter ihre Haut wechſelt. — Sohn der Hexe, falſcher Prieſter, der ſchwarze Rock brennt auf Deinem Leibe! Wehe dem, welcher die Thür zu dem Schloſſe Treguern Dir öffnete! — Filhol iſt ein Mann; wenn er Dich vor dem 15. Auguſt des kommenden Jahres ermordet, ſo wird er ſeine Tochter heranwachſen ſehen!“

Gabriel war leichenblaß, obgleich er zu lächeln verſuchte.

Der Commenthur Malo blickte ihn noch ein Mal an, kreuzte die Arme über ſeiner Bruſt und verließ das Zimmer, ohne noch ein Wort zu ſagen.

Nach ſeiner Entfernung blieb Gabriel auch nicht mehr lange in dem Schloſſe.

Er kehrte nach dem Pfarrhauſe zurück, indem er den weiteſten Weg wählte, und während er durch Gebüſch und Heide ſchritt, wiederholte er ſich Alles, was der Commenthur geſagt hatte.

Dann ſprach er:

„Dort unten! — ſehr fern! — Er thut etwas, das nie ein Treguern vor ihm gethan hatte! — Kann denn dieſer Mann über das Meer hinweg reichen und die Hülle durchdringen, welche das Herz umgiebt? — Und ich! — und ich!“ un-

terbrach er ſich dann mit einem Schauder; „hat er nicht geſprochen, als könnte er in meinem Innerſten leſen!“

Er blieb auf der Höhe des Hügels ſtehen, welcher das Dorf Orlan beherrſcht.

Es war ein ſchöner Frühlingstag; die Landſchaft lächelte in den ſanften Strahlen der Sonne. Es war eine echt bretoniſche Landſchaft mit einem Horizont, der von durchſichtigen Dünſten verſchleiert wurde, mit großen finſtern Waldungen, welche Vorgebirgen gleich in die Ebene hineinragten, mit Heiden, welche geſchoren ſchienen, wie ein Filz, und weit hin ihre roſigen und bläulichen Färbungen zeigten.

Gabriel trocknete den Schweiß von ſeiner Stirn und athmete tief auf, denn auf ſeiner Bruſt ſchien ein ſchweres Gewicht zu laſten.

Sein Blick umfaßte die Landſchaft; er ſah die Wälder an der Abdachung der Höhen, die grünen Wieſen in den Senken, durch welche wohl zwanzig Bäche ihre ſilberfarbenen Bänder ſchlängelten; er ſah die Mühlen ihre langen Flügel im Winde entfalten und die ſtrohgedeckten Meiereien den luſtig wirbelnden Rauch ihrer Schlote gen Himmel ſenden; er ſah die reichen Ackerfelder und die zahlreichen Heerden, welche an den Ufern der Gewäſſer das friſcheſte Gras aufſuchten und die lebenden Franzen ſäumten.

Dann fielen ſeine Blicke wieder auf ſeinen zu kurz gewordenen und fadenſcheinigen Prieſterrock, der von dem Kinn bis zu den Knieen zugeknöpft war.

„Die Natur iſt ſehr ſchön!“ dachte er.

Dann fuhr er fort, während ein zweifelſüchtiges Lächeln über die Züge ſeines Antlitzes ſchwebte:

„Ja, sehr schön für den, welcher sich sagen kann: Sie gehört mir! ich bin ihr Herr! — Diese majestätischen Wälder sind mein Eigenthum, nur ich darf in ihnen den Hirsch hetzen oder das Reh pürschen! — Diese Mühlen, welche die Landschaft beleben, zahlen mir Zins — diese Aecker reifen ihr Getreide für mich — alle diese Bäche sind nur da, um meine Ländereien zu befruchten, um meine Heerden zu tränken. — Mein Auge ist scharf und der Horizont fern: aber so weit mein Blick reicht, und der Horizont zurückweicht, ist Alles — Alles mein!"

Sein Kopf richtete sich empor und ein Blitz leuchtete aus seinen Augen.

„Aber Gott!" sagte er dann halblaut, während seine bleiche Stirn sich von Neuem umdüsterte.

Sein Blick schweifte wie gegen seinen Willen nach der kleinen Kirche von Orlan, deren bescheidener Glockenthurm das Dorf zu beschirmen schien.

Um die Kirche herum breitete der Kirchhof seinen grünen Rasen, wie einen Gürtel, aus.

„Gott!" wiederholte der Seminarist und legte seine kalten Hände an seine glühende Schläfe; „und der Tod!"

Einen Augenblick stand er regungslos da; dann schüttelte er unwillig die Locken seiner langen Haare.

„Die Ewigkeit ist länger, als das Leben," sagte er und nahm das in schwarzes Tuch gebundene Breviarium, welches er bisher unter dem Arme getragen hatte, in die Hand; „aber das Leben geht der Ewigkeit voran!"

Er war jetzt von einer Art Fieber ergriffen und öffnete mit krampfhafter Hast das Missale.

„Rechts für die Ewigkeit, links für das Leben!“ ſagte er, wie es die Kinder machen, wenn ſie durch Oeffnen eines Buches die Zukunft befragen.

Er war genöthigt, zwei Mal hinzublicken, denn ſeine Augen waren umnebelt.

Rechts ſtand das Wort **Requiem**, links das Wort **Laetare.**

Das Leben hat zwei Mal gewonnen!“ rief der Seminariſt aus. „L gegen R! — Freude und Luſt gegen die Ruhe und den Tod! Ich danke Dir, mein Breviarium!“

Er ſchloß das Buch und lief den Hügel hinab.

Hinter den Ginſterbüſchen richtete ſich ein ſeltſames Haupt empor: ein hageres und langes Geſicht, umgeben von langen Büſchen dichter und grauer Haare.

Es war eine alte Frau, die eine Kopfbedeckung trug, wie die Nonnen des heiligen Benedict, und ein Bauernkleid von ſchwarzer Seide.

Sie blickte Gabriel nach, wie er die Höhe eilend hinablief.

Sie reckte den weißen Krückenſtock, welchen ſie in der Hand hielt, nach ihm aus und wiederholte:

„Freude und Luſt! — Ja Freude und Luſt für Dich, der Du mein Blut biſt, le Bree! le Bree! — Ruhe und Tod für Treguern!“

Als Filhol von Treguern nach dem Schloſſe zurückkehrte, ſah er gar nicht aus, wie Einer, der ſein Glück gemacht hat.

Seine Kleidung war noch etwas abgetragener, als ſie bei ſeiner Abreiſe geweſen war.

Seine Geſichtsfarbe war noch bleicher geworden, und ſeine Züge waren eingeſunken.

Gott weiß, daß Genovefa, ſeine Frau, ihn auch jetzt noch ſchön fand, aber die hübſche Marianne fragte ihn ſofort bei ſeinem Eintritt:

„Nun, Bruder, ſind wir jetzt reich?"

Filhol antwortete:

„Geduld!"

Und als Gabriel nach dem Schloſſe kam, rief er ihm ſchon von fern aus dem Fenſter zu:

„Alles geht gut!"

Gabriel und Filhol ſchloſſen ſich ein und blieben bis in die Mitte der Nacht beiſammen.

Marianne verſuchte, Einiges von dem zu erfahren, was ſie mit einander ſprachen, denn ſie war ſo neugierig, wie ein ſchönes junges Mädchen, welches dereinſt Marquiſe und Pariſerin werden ſollte, aber Filhol und Gabriel ſprachen mit zu leiſer Stimme mit einander.

Wir können jetzt ganz einfach uud ohne weitere Bemerkungen erzählen, was ſich begab.

Es war kaum eine Woche ſeit Filhols Rückkehr verfloſſen, als dieſer mit einem Male in gefährlicher Weiſe erkrankte.

Binnen drei Tagen hatte die Krankheit ſolche Fortſchritte gemacht, daß jede Hoffnung auf Geneſung verloren war.

Der Landarzt, welcher gerade kein größeres Licht war, als Aerzte zu ſein pflegen, verordnete Blutegel und Brechweinſtein,

indem er jedoch offen erklärte, daß menſchliche Kräfte gegen den Willen Gottes nichts vermöchten.

Filhol ergab ſich in ſein Loos und verlangte, daß man ihn mit ſeinem Freunde Gabriel allein laſſe.

Das konnte ein chriſtlicher Wunſch ſein, denn Gabriel war ja ein angehender Diener der Kirche.

Marianne und Laurence entfernten ſich; die arme Genovefa folgte ihnen, von Thränen und Schluchzen faſt erſtickt.

Eine Stunde ſpäter kam Gabriel aus dem Zimmer, hielt ein Taſchentuch vor ſeine Augen und ſagte:

„Mein armer Freund hat ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht.“

Genovefa wäre faſt todt niedergeſunken, denn ſie liebte ihren Mann ſo ſehr, daß ſie ihn faſt anbetete.

Laurence ſtand wie von einem Blitz getroffen da.

Selbſt die hübſche Marianne vergoß einige Thränen, aber nicht zu viele.

Es iſt in dem Dorfe Orlan, wie anderwärts in der Bretagne, Sitte, daß Einer aus dem Orte in dem Zimmer, in welchem der Geſtorbene liegt, wacht.

Aber Filhol von Treguern war kein Bauer, und ſeine Bauern hatten überdieß dem Kirchſpiel Orlan zu viel Gutes erwieſen, als daß nicht einer der Geiſtlichen bei ihm hätte wachen ſollen.

Der Rector war verreiſt, der Vicar war krank, und ſo erſetzte denn Gabriel die Stelle Beider, ſo gut es in ſeinen Kräften ſtand.

Gabriel wachte demnach bei Treguerns Leiche nicht bloß

in ſeiner Eigenſchaft als Freund des Verſtorbenen, ſondern auch officiell als Vertreter der Geiſtlichkeit.

Man erzählte ſich in dem Dorfe ziemlich merkwürdige Dinge von dieſer Leichenwache.

Zunächſt waren das Gefäß mit dem geweihten Waſſer und der Wedel draußen, vor der Thür, geblieben.

Niemand hatte das Recht, einzutreten, um den Verſtorbenen zu beſprengen, wie das Sitte und Pflicht iſt.

Diejenigen, welche erſchienen, konnten nur hören, wie der junge Abbé Gabriel in dem Sterbezimmer mit lauter Stimme die Todtengebete las.

Was die Wittwe Genovefa betraf, ſo wie auch Marianne und die kleine Laurence, ſo befanden ſich alle drei in dem Vorzimmer.

Genovefa war gleichſam erſtarrt, hatte keine Thränen in den Augen und hielt ihr Kind in ihren kalten Händen.

Marianne hatte ſich gegen das Fenſter gelehnt und Laurence kauerte auf der Erde.

Man errieth oder glaubte wenigſtens zu errathen, daß ihnen nicht erlaubt war, ſich dem Bette zu nähern, auf welchem Treguern lag.

Gegen Morgen begaben ſich Marianne und ein gefälliger Nachbar zu dem Maire, um den Todesfall zu melden, welcher in das Sterberegiſter der Kirche durch Gabriels Fürſorge bereits eingetragen war.

Und dieſer Gabriel war ungemein eifrig. Mit eigener Hand legte er den Todten in den Sarg; mit eigener Hand nagelte er dieſen letztern zu.

Der Vicar erhob ſich von ſeinem Lager, um das Todten-

amt zu halten, und dann war es wieder Gabriel, der alles Nöthige auf dem Kirchhofe besorgte.

Der Commenthur Malo erschien, als Alles vorüber war.

Nur einige Bauern umstanden noch das wieder zugeworfene Grab.

Die Bauern der Bretagne bleiben gern so lange, wie sie können, bei dem Grabe; sie sind übermäßig lüstern nach der Aufregung, welche man in der Nähe von Todten fühlt.

Der Commenthur Malo näherte sich dem Grabe, aber er warf sich nicht auf die Kniee.

„Treguern! Treguern! Treguern!" rief er drei Mal.

Und während alle Anwesenden von einem Schauder überlaufen wurden, neigte er sein Ohr gegen den frischen Erdhügel, als hätte er eine Antwort erwartet.

Genovefa näherte sich und brachte ein kleines Kreuz, auf welches Filhols Name geschrieben war

Malo nahm ihr das Kreuz ab und legte es auf die frische Erde.

Die Bauern wollten es aufrichten.

Der Commenthur schob sie zurück und sagte:

„Wartet! Ich habe Treguern gestern gesehen, aber ich habe den Schleier nicht bemerkt. — Ich habe Treguern gerufen, und Treguern hat mir nicht geantwortet. — Treguern wird drei Mal sterben und sein Grab wird von Marmor sein, wie dasjenige des großen Ritters Tanneguy!"

Man begegnete bisweilen Genovefa, die lächelnd die kleine Olympia auf ihren Armen trug.

Genovefa ging nicht mehr nach dem Kirchhofe, wo sie so viel geweint hatte!

Die Bewohner des Dorfes Orlan flüsterten einander zu, daß die arme junge Frau den Verstand verloren habe.

Laurence sah oft, wie sie bei Nacht mit der kleinen Olympia auf den Armen das Schloß verließ.

Wohin ging sie?

Eine Mutter, welche auf bösen Wegen wandelt, läßt ihr Kind in der Wiege zurück, und Genovefa war überdieß eine so fromme Frau!

Genovefa konnte nichts Böses thun.

Gewiß ging sie nicht dahin, wohin Marianne, Treguerns Halbschwester, ging, die kein Kind auf ihre Arme zu nehmen hatte und den bösen Rathschlägen der Wittib le Bree folgte.

Einige waren der Gräfin Genovefa auf dem Anger von Treguern begegnet, und zwar in der Nähe des Thränenthurms, und noch Andere hatte Gabriel des Nachts unter den Weiden gesehen.

Kam der falsche Priester um Marianne's oder um Genovefa's willen dorthin?

Man sprach von einem finster aussehenden Unbekannten, welcher um die Stunde der Mitternacht zwischen dem Schlosse Treguern und dem Heidensteine umher irrte.

Nach dem untersten Raume des Thurmes, nach jenem gewölbten Raume, welcher sich unter dem Gemach befand, in

welchem der Malteſer-Commenthur in phantaſtiſcher Einſamkeit lebte, öffnete ſich ein Luftloch.

Verſpätete Bauern glaubten bisweilen durch das Gebüſch einen ſchwachen Lichtſchimmer aus jenem Luftloch bemerkt zu haben.

Manche behaupteten ſogar, ſie hätten Stimmen vernommen, welche aus dem Innern der Erde hervorgetönt hätten.

„Ja, ſie drückten ſich ſogar noch deutlicher aus — denn wer dergleichen unglaubliche Erzählungen vorträgt, ermangelt nie, Einzelheiten zu ſuchen, welche ihnen den Schein der Wahrſcheinlichkeit und größeres Intereſſe verleihen können — ſie verſicherten, daß die eine jener Stimmen die des Abbé Gabriel, und die andere Genovefa's von Treguern geweſen ſei; in den Zwiſchenpauſen habe man das heitere Geplauder der kleinen Olympia vernommen.

Aber noch eine dritte Stimme war vernommen, und hier zögerten die Erzähler.

Der kalte Angſtſchweiß trat ihnen bisweilen vor die Schläfe, denn jene dritte Stimme, welche aus dem Luftloche hervorgedrungen war, hatte Filhols Stimme geglichen.

Und — man kann es uns glauben — es war das nicht das erſte Mal, daß die Todten ſich im Thränenthurme hatten ſehen laſſen!

Das dauerte ſo bis zu der Nacht des funfzehnten Auguſt im Jahre 1800.

In dieſer Nacht war ein ſchrecklicher Sturm, der mit einem Gewitter verbunden war.

Man hörte vom Abend bis zum Morgen weibliches Angstgeschrei in Wilhelm Fery's Mühle.

Zwei Sergenten kamen auf dem Wege von Redon durch die Heide geschritten, und außerdem kam ein Reiter, welcher ein Felleisen an seinen Sattel geschnallt hatte.

In der Nähe des an den Rainweiden entlang führenden Weges vernahm man zwei Schüsse und fand alsdann den Sumpf im blutigen Loche geröthet.

Der Commenthur pflanzte am folgenden Tage dort ein Kreuz auf.

Der Thränenthurm blieb seitdem stumm und finster; kein Lichtschein fiel mehr durch das Luftloch.

Der Abbé Gabriel hatte das Pfarrhaus verlassen; Genoveka von Treguern kehrte nicht in das Schloß zurück, und die Stimme des todten Filhol erschreckte nicht ferner die Bauern.

7. Die erste Erscheinung.

Es war zehn oder elf Jahre nach jener schrecklichen Nacht, welche der Schlucht bei den Rainweiden den Namen des blutigen Loches verlieh.

Die letzten Jahre der Kaiserzeit waren erschienen.

Marianne von Treguern lebte in Paris bei einer ihrer Verwandten, von der sie und ihre junge Schwester Laurence aufgenommen waren.

Marianne von Treguern konnte noch immer für eine sehr hübsche Person gelten, obwohl sie das dreißigste Jahr schon überschritten hatte,

Die Schneide nutzte bei ihr die Scheide nicht zu sehr ab.

Die Vorstadt Saint-Germain reconstituirte sich allmählich; einige kleine Verschwörungen à la Rosenwasser entstanden und erstarben hier und da in den Boudoirs, während der Kaiser in ganz Europa seine Segel aufspannte.

Der Herr Marquis von Castellat war auch so ein furchtbarer Verschworner, was ihn jedoch nicht hinderte, **Partant pour la Syrie** zu singen und sich dabei mit der Guitarre zu begleiten.

Durch die Geſchäfte, welche er in Politik machte, wurde er auch mit einem ſehr hoffnungsvollen jungen Manne bekannt, der in Beziehungen zu allen geheimen Geſellſchaften in Deutſchland ſtand und ſich für einen perſönlichen Feind Napoleons ausgab.

Dieſer junge Mann hieß Gabriel von Feuillans.

Diejenigen, welche die Rückkehr der Bourbons als möglich betrachteten, meinten, daß der junge Mann ein außergewöhnliches Glück machen werde.

An einem Abende, an welchem Empfang bei der Verwandten war, welche bei Marianne und Laurence von Treguern Mutterſtelle vertrat, plauderte Gabriel von Feuillans allein in einer Fenſterniſche mit dem Aeltern der beiden Fräulein von Treguern.

Laurence, die von ihren jungen Freundinnen zur Hälfte verdeckt wurde, richtete einen mißtrauiſchen und eiferſüchtigen Blick nach den beiden Sprechenden.

Laurence hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht.

Niemand befand ſich nahe genug bei Gabriel und Marianne, um zu hören, was dieſelben mit einander ſprächen.

Aber die verrätheriſchen Augen überſetzen die Worte, und Marinne's Augen hatten jenen Ausdruck, welcher auf den Unmuth einer Liebenden deutet.

Laurence wurde ganz bleich und zitterte.

Man meldete den Herrn Marquis von Caſtellat.

Gabriel von Feuillans lächelte auf eine eigenthümliche Weiſe.

Er ſagte einige Worte in Marianne's Ohr, und das an-

ſteckende Lächeln ging von ſeinen Lippen auf die Lippen des jungen Mädchens über.

Der Herr Marquis, ein ehrbarer Herr im mittlern Alter, fein gekleidet und mit halb kahlem Haupte, der mit großem Ernſte die Rolle eines unſchädlichen Verſchwornen ſpielte, ahnte wahrſcheinlich nicht, daß zwiſchen dem ſchönen Gabriel von Feuillans und Fräulein von Treguern von ihm die Rede ſei.

Die Geſchichte erzählt nicht, ob er je vorher die hübſche Marianne bemerkt gehabt habe.

Anſtatt dem Herrn von Feuillans zu antworten, machte die hübſche Marianne ihre Augen halb zu, um den Marquis genauer zu betrachten.

Dann nickte ſie bejahend mit dem Kopfe.

Nun küßte Gabriel, indem er fortwährend lächelte, ihr die Hand, indem er dabei eine ehrfurchtsvolle Galanterie entfaltete, und ſagte:

„Auf Wiederſehen, Frau Marquiſe!“

Er entfernte ſich.

Während er durch die Salons ſchritt, begegnete ſein Blick dem Blick Laurence's und ſeine Züge änderten ſich vollſtändig.

Eine Wolke verbreitete ſich über ſeine Stirn.

Er näherte ſich dem jungen Mädchen, als wollte er daſſelbe zum Tanze einladen, und ſagte ſchnell mit leiſer Stimme zu ihm:

„Wir müſſen ein Ende daraus machen, Laurence, denn Ihre Eiferſucht würde mich wahnſinnig machen! — Ich werde Ihre Schweſter verheirathen.“

Laurence blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Die Ueberraſchung ließ ſie verſtummen.

Man konnte ſich nicht täuſchen: eine ſtarke und tiefe Leidenſchaft war in den Zügen des Herrn Gabriel von Feuillans zu leſen.

Laurence von Treguern war bewundernswürdig ſchön, aber auf ihrem bleichen und reizenden Antlitz hatten die Leiden manche Spuren zurückgelaſſen.

Sie war es, zu welcher der Malteſer-Commenthur geſagt hatte:

„Liebe tödtet!“

Nach einem Monate hatten ſich die hochadligen Klatſchgevatterinnen der vornehmen pariſer Welt eine neue Geſchichte zu erzählen.

Der Marquis von Caſtellat hatte das ältere Fräulein von Treguern, eine arme Waiſe, ein außerordentlich majorennes Mädchen, welches gewiß keinen heroiſchen Widerſtand geleiſtet haben würde — entführt.

Wozu dieſe Entführung.

Konnte der Marquis nicht heirathen, wie jeder andere vernünftige Menſch?

Einige böſe Zungen ſprachen von einem kleinen Roman, deſſen Held Herr Gabriel von Feuillans war; nach ihrer Lesart hatte der Marquis Marianne entführt, weil Marianne wegen ihres Verhältniſſes mit Herrn von Feuillans ſeiner Liebe widerſtrebt hatte.

Aber Jeder hatte bemerkt, wie aufmerkſam Herr von Feuillans gegen Laurence war; er mußte alſo gewiß die ganze Familie lieben.

Wie dem auch ſein mochte, man ſah bald den Marquis freudeſtrahlend und ſtolz in der Welt wieder erſcheinen, während er ſeine junge Frau wie ein Siegeszeichen am Arme führte.

Das Hotel Caſtellat öffnete ſeine prachtvollen Salons, und Laurence zog mit ihrer Schweſter in daſſelbe.

An einem Abende des Jahres 1812 befanden ſich Laurence und Marianne allein in dem Schlafzimmer der letztern.

Der Marquis wohnte, Gott mochte wiſſen, welcher Verſchwörung bei, und Herr von Feuillans war auf einer Reiſe nach England begriffen.

Der Tag war ein ſchwüler geweſen, denn es war im Juni, und die Marquiſe trug ihrer Gewohnheit gemäß eine friſche Toilette, während Laurence in ein ſchwarzes Gewand gekleidet war, als ob ſie trauerte.

Laurence antwortete zerſtreut und in Wehmuth verſunken auf das Geplauder der Marquiſe.

„Du biſt traurig, meine Schweſter," ſagte die letztere.

„Es ſind heute zwölf Jahre, ſeit unſer Bruder Filhol todt iſt," antwortete Laurence

Die Marquiſe wandte zitternd ihr Antlitz ab.

Sie gehörte zu denen, welche alle ſchmerzhaften Erinnerungen, wie eine Peſt fliehen.

„Er liebte uns ſo ſehr!" fuhr Laurence fort, indem Thränen in ihre Augen traten. „Und Genovefa, unſere arme Schweſter, iſt wahrſcheinlich ebenfalls geſtorben, weil wir ſeit ſo vielen Jahren nichts von ihr gehört haben!"

Marianne bewegte ſich in ihrer Bergère, denn ſie war un-

geduldig über das Gewicht, welches man ihr auf die Bruſt wälzte.

„Und die kleine Olympia!“ fuhr abermals Laurence fort: „erinnerſt Du Dich noch, wie ſie Filhol ſo ſehr glich, und wie ſie in ihrer Wiege ſo hübſch war!“

Marianne ſchwieg fortwährend.

Laurence erhob ſich und umarmte ſie.

„Gute Nacht, Schweſter,“ ſagte ſie dann und entfernte ſich, denn ſie bedurfte der Einſamkeit, um ſich ihren Erinnerungen ganz zu überlaſſen und zu beten.

Laurence von Treguern hatte ein edles und ſchönes Herz.

Die Marquiſe blieb in ihrem Schlafzimmer.

Als ihre Zofe erſchien, die Lichter anzuzünden, verabſchiedete ſie dieſelbe mit kurzen Worten.

Die Marquiſe war übel gelaunt.

Das Schlafzimmer der Marquiſe war ein weites und hohes Gemach, das von der erſten Gemahlin des Marquis in einem ſtrengen Stil ausgeſchmückt war.

Es hatte zwei Hauptthüren, von denen die eine nach dem Vorzimmer führte, während die andere mit den Zimmern des Herrn von Caſtellat in Verbindung ſtand.

Die Fenſter öffneten ſich nach dem Garten.

Als die Marquiſe allein war, verſenkte ſie ſich, mehr unwillig, als betrübt, tiefer in die weichen Kiſſen ihrer Bergère.

Sie grollte auf Laurence, welche nach ihrer Anſicht ganz zur Unzeit die finſtern Viſionen der Vergangenheit in ihre Erinnerung zurückgerufen hatte.

Aber was ſie auch thun mochte, ſo blieben jene Erſchei-

nungen hartnäckig vor ihren Augen; ihr Bruder lag leichenblaß vor ihr auf dem Bette; vor dieſem ſtand ihre Schwägerin mit Thränen in den Augen und ihr Kind auf den Armen; etwas ſeitwärts erſchien das ſanfte und wehmüthige Antlitz des Malteſer-Commenthurs, der ſich in ſeinen langen ſchwarzen Mantel hüllte."

Die Augen der Marquiſe ſchloſſen ſich, weil ſie gern hätte einſchlafen mögen, um ihren Erſcheinungen zu entgehen.

Sie konnte nicht ſagen, ob ſie bereits geſchlafen hatte oder noch wachte, als ſie eine Stimme hörte, welche ihr ganz leiſe in das Ohr ſagte:

„Marianne von Treguern!"

Der Mond ſchien durch das Laub der großen Linden und beleuchtete die Vorhänge der Fenſter.

Die Marquiſe ſah neben ſich den Commenthur Malo, welcher an ſeiner Hand ein junges Mädchen hielt, das kaum aus den Kinderſchuhen getreten ſchien.

Und die Marquiſe erkannte ſofort an der Familien-Aehnlichkeit ihre Nichte Olympia, die Tochter ihres Bruders Filhol.

Sie verſuchte, ſich zu überreden, daß ſie träume. Eine Art Betäubung feſſelte ihre Sinne

„Iſt ſie nicht recht emporgewachſen?" fragte der Commenthur Malo, deſſen bleiche Züge wehmüthig lächelten.

Und Marianne ſträubte ſich gegen den Augenſchein und erwiderte:

„Ich erkenne ſie nicht. — Sie iſt es nicht!"

Die langen Wimpern des jungen Mädchens ſenkten ſich über ihre großen flehenden blauen Augen.

Der Chevalier fragte halblaut:

„Marianne, willſt Du, daß Filhol und Genovefa ſelbſt kommen und zu Dir ſagen: Es iſt unſere Tochter!“

„Sie ſind todt! — ſie ſind todt!“ ſagte die Marquiſe erſchaudernd. „Die Todten kehren nicht wieder!“

Sie ſah, wie der Commenthur ſeinen Arm nach dem Theile ihres Zimmers ausreckte, wo ſich ihr Himmelbett hinter ſeinen ſammetnen Vorhängen barg.

„Wende Dich um, Marianne,“ ſagte er, „und ſiehe!“

Die Vorhänge des Bettes waren zurückgeſchoben, und die Marquiſe ſah, wie zwei Strahlen des Mondes, welche durch die Fenſter fielen, ſich verlängerten und gleich der Seele einer Rieſenlaterne die Decke ihres Bettes trafen, auf welchem Filhol und Genovefa mit über der Bruſt gekreuzten Händen neben einander lagen.

Die Erſcheinung glich einem jener Gräber aus alten Zeiten, auf denen die prunkſüchtige Frömmigkeit der Hinterbliebenen die in Stein gehauenen Geſtalten der Verblichenen zur Schau legte.

Filhol's bleiche Lippen bewegten ſich ſo wenig, wie Genovefa's Lippen, und dennoch ſagten zwei ſchwache Stimmen zu gleicher Zeit:

„Es iſt unſere Tochter!“

Die Marquiſe verſuchte, ſich zu erheben und zu entfliehen, aber ſie ſank ohnmächtig zurück.

Als ſie wieder erwachte, wurde ihr Zimmer von hellem Licht überſtrahlt.

Die geſchloſſenen Vorhänge breiteten ihre ſchweren Falten um ihr Bett.

Während die Dienerſchaft beſtürzt durch das Zimmer eilte, hielt das junge Mädchen ihres Traumes ein Fläſchchen mit Riechſalz vor ihre Naſe, und der Commenthur Malo, deſſen Geiſterbläſſe durch ſeinen langen ſchwarzen Mantel noch geſteigert wurde, reckte ſeine trockene Hand aus, um ihren Puls zu befühlen.

Sie betrachtete das junge Mädchen, welches ſchüchtern lächelnd auf ſie blickte, und ſagte, indeß ein kalter Schauder ſie bis auf das Mark ihrer Knochen durchrieſelte:

„Seien Sie willkommen, meine Nichte!“

Auf ſolche Weiſe kam Olympia von Treguern in das Hotel Caſtellat.

8. Josille und Bevette.

Es war etwa um die Zeit, zu welcher jene schmale und schlechte Postkutsche auf den Hof des Postamtes in der Bouloi-Straße fuhr.

Die Abenddämmerung begann; einige Lichter erhellten bereits hier und dort ein Fenster des Hotel Castellat.

Im Innern, wie draußen, beendete man die Vorbereitungen für den Ball.

Denn es war heute Abend großer Ball bei der Frau Marquise.

Unter den Bosquets des prachtvollen Gartens, in den Baumgängen und selbst auf der Höhe der Terrasse bewegte sich ein ganzes Heer von Bedienten.

Man legte die Teppiche, welche das Gerüste für das Orchester zu decken hatten; man stellte amphitheatralisch die Blumenkörbe auf; man ordnete die ländlichen Stühle um den Pavillon.

Hier und dort brannten schon einzelne Lampen in den Lauben, während die letzten Blumenguirlanden an ihren Pfosten befestigt wurden.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, den Garten der Marquiſe zu erleuchten.

Man mußte die Schlagwirkungen ſchonen, wie auf der Bühne; man mußte die größten Lichtmaſſen für die Zugänge des Ballſaales ſparen und geheimnißvollen Schatten für die Grotten aufbewahren.

Da befand ſich beſonders an dem Ende eines prächtigen Lindenganges ein gewiſſer Pavillon im Stil Ludwigs XV., der nothwendig von Tagesbelle umſtrahlt werden mußte.

Dieſer Pavillon begränzte die Beſitzung der Marquiſe nach jenem namenloſen Stadttheile hin, welcher damals aus Hütten und Kothwegen beſtand, ſeitdem aber zu dem Franzens-Viertel geworden iſt.

Die Zeit hatte die Aeſte der benachbarten Bäume bis auf das Terraſſendach des hübſchen Pavillons geſenkt, ſo daß derſelbe in dichtes Grün eingehüllt war.

In dem Kabinet eines Liebhabers findet man unter den ſeltenen Möbels und werthvollen Gegenſtänden ſtets eine Lieblings-Merkwürdigkeit, welche für ſich allein den ganzen Reſt des Muſeums aufwiegt.

Eine ſolche Lieblings-Merkwürdigkeit war der Pavillon Ludwigs XV. in dem reichen und prachtvollen Garten des Hotel Caſtellat.

Er bildete das ſchönſte Juwel der Sammlung, und Niemand erſchien auf den Bällen der Marquiſe, ohne zu erklären, daß dieſer Pavillon ein kleines Wunder ſei.

Man nannte ihn den Tempel der Liebe.

Und dennoch ſah man ſtets nur das Aeußere deſſelben.

Was ſich hinter dieſen niedlichen und mit Sculpturen, die

ſich auf die Liebe bezogen, bedeckten Wänden befinde, wußte Niemand zu ſagen.

Vaſen von Marmor, in denen ungeheuere Pflanzen eines rothblühenden Geranium ſtanden, erhoben ſich auf den Stufen der Freitreppe.

Aber auf der letzten Stufe endete die Gaſtfreundſchaft der Marquiſe.

Mehr, als Einer, fragte ſich bisweilen, was die Marquiſe in dieſem koketten Häuschen berge, das ganz von erotiſchen Erinnerungen umgeben war; denn wenn man auch die Gegenwart nicht kannte, ſo hatte doch die Vergangenheit ihre Chronik, und man erzählte ſich mehr als eine luſtige Geſchichte, welche den erſten Marquis von Caſtellat ſeine Rolle als Roué in dieſem kleinen Tempel ſpielen ließ.

Etwa funfzehn Jahre früher hätten ſich galante Vermuthungen Bahn brechen können, aber die Frau Marquiſe war keine Romanheldin mehr, und der dicke Mops, den ſie überall bei ſich hatte, ſchien fortan den Bedürfniſſen ihres Herzens zu genügen.

Ein kleiner Bediente und eine junge Magd, Beide mit langen Stangen bewaffnet, zündeten die Lampen an, welche nach den Regeln der Kunſt unter den Linden vertheilt waren.

Das Mädchen ſchien ziemlich verſchmitzt, obgleich es die Mundart der Töchter des Morbihan ſprach; aus ſeinem offenen und kühnen Blick leuchtete Verſtand; es lachte, wie Andere athmen, das heißt: in Einem fort und ohne ſich je zu unterbrechen.

Der Bediente hatte nicht nur die Ausſprache, ſondern

auch die treffliche Haltung der jungen Burſchen, welche in der Gegend zwiſchen Vannes und Redon zu Hauſe ſind.

Er hieß Joſille Fery; den Namen der hübſchen Vevette haben mir ſchon früher genannt.

Es ſcheint alſo, als wäre die hübſche Vevette zu allen Dingen zu gebrauchen geweſen, und als habe ſie keine Trägheit beſeſſen. denn ſie wandte ihre Zeit auf das Beſte an, während ſie die Rückkehr ihrer Herrin erwartete.

Sie war bereits in ihrem feſttäglichen Schmuck und vollkommen geſchniegelt und gebügelt.

Ihre Tracht war leicht, nett und allerliebſt, weder nach pariſer, noch nach bretoniſcher Mode, und erinnerte an die Einfachheit der Bäuerinnen auf der Bühne.

Alles an ihr paßte wie ein Handſchuh, und der Joſille blinzelte ſo fortwährend nach ihr, daß er die Zweige der Linden verſengte, anſtatt die Lampen anzuzünden.

Und der Joſille war fett, wie eine Schnecke. Er war rothwangig und ein ganz hübſcher Burſche, ungeachtet der vollkommenen Rundung ſeiner Backen.

Dabei war er linkiſch, ſtotterte ein Wenig beim Sprechen, und plauderte mehr als eine Elſter.

In Orlan, ſeinem Geburtsorte, behauptete man, daß er ein kleiner Schadenfroh ſei.

„Ach, verdammt! Vevette," ſagte er, „bei uns zu Lande hat man nicht ſo viele Lampen nöthig, um ſich einen frohen Abend zu machen. Mit dem Gelde, was alle die Lampen koſten, könnten wir uns eine ganze Wirthſchaft einrichten!"

„Ja, Du wäreſt mir auch ein rechter Mann, Joſille!" antwortete das Mädchen achſelzuckend; „Du kannſt nicht einmal

einen Docht anzünden, und ſeit einer Viertelſtunde ſchwankt nun ſchon Deine Stange um den Docht einer Lampe herum."

In der That hatte der junge Burſche keine geübte Hand, und hätte die Marquiſe keine beſſern Lampenanzünder gehabt, ſo würde ihr Garten am folgenden Morgen noch nicht erleuchtet geweſen ſein.

„Höre, Bevette," entgegnete er mit einer gewiſſen Aufregung, „als Du noch dort auf dem Lande warſt, da warſt Du bei weitem nicht ſo wacker, — und ich betrachte Dich nur immer, um zu ſehen, wie Du Dich geändert haſt."

Bevette ſchien keine Luſt zur Fortſetzung dieſer ſentimentalen Unterhaltung zu beſitzen, denn ſie fragte plötzlich:

„Haſt Du die drei Raben geſehen?"

Joſille erſchrak und hätte faſt ſeine Stange fallen gelaſſen.

„Siehe, es iſt bereits zu dunkel, als daß wir noch von denen ſprechen dürften," ſtammelte er.

„Bah!" entgegnete Bevette, „es iſt weit von hier bis zur großen Heide, und die drei Raben werden nicht nach Paris kommen, um Dich zu holen!"

„Das kann man nicht wiſſen!" antwortete Joſille und warf einen unruhigen Blick zwiſchen die Büſche.

„Ach, verdammt! mein armer Junge!" rief Bevette aus, die nur noch lauter lachte, als ſie den großen Ernſt ihres Gefährten erblickte, „wenn Du Dich vor Deinem eigenen Schatten fürchteſt, ſo biſt Du hier gerade in das unrechte Haus gekommen! — Bei uns ſpukt es in allen Ecken; bei uns ſpricht man nur von Teufeleien, und in dem Pavillon dort hinten wohnt ein Hexenmeiſter —"

„Ein Hexenmeiſter?“ wiederholte Joſille.

„Ein wahrer Hexenmeiſter! — Aber ich werde Dich gegen ihn beſchützen, wenn Du mir ſagen willſt, wie die Schweſter der Geiſter ausſieht.“

„Es iſt doch eine drollige Sache,“ verſetzte der junge Burſche, „daß man von den drei Raben und von der Schweſter der Geiſter ſogar hier in der großen Stadt ſpricht!“

„Ich möchte wetten,“ fuhr Vevette fort, „daß die Frau Marquiſe, der Chevalier von Noiſy und die ganze Sabbaths-Brüderſchaft, welche zuſammen plaudert, während die Andern tanzen, dieſe Geſchichte heute durchkäuen werden, ſo lange der Ball dauert.“

„Sie machen es alſo ebenſo, wie bei uns in Spinn-Geſellſchaften?“

„Zünd' an, Joſille, zünd' an, ſonſt werden wir nicht fertig! — Iſt die Schweſter der Geiſter noch jung?“

Joſille bot ſeine Stange der widerſpenſtigen Lampe zum zehnten Male an, aber die Lampe ſchien es nicht zu bemerken.

„Ich weiß nicht, ob ſie jung oder alt iſt,“ antwortete er, „allein was das betrifft, ſo haben auch die Geiſter gar kein Alter.“

„Wo haſt Du ſie geſehen?“

„Hinter der Kirche, in dem Hohlwege, welcher unter dem Gottesacker hindurchführt.“

„Biſt Du ſicher, daß ſie es war?“

„Ob ich deſſen ſicher bin! — Ach, Vevette, noch jetzt läuft es mir eiskalt über den Rücken! — Als Du aus dem Lande gegangen warſt, da wurde ich vor Aerger krank. Um mich zu

heilen, ging ich mit der Scholaſtica, die ein Endchen Wieſe unter der Heide hat und zwei Kühe, ſchöne Kühe! — Als wir aus der großen Meſſe kamen, warf ſie mich aus Frevel mit einem Steine auf's Auge, aber ich nicht faul, tauchte ſie bis an den Hals in Menain's Pfütze. Muß noch darüber lachen, wie ſie bis über die Ohren mit grünem Schlamm bedeckt war und die Burſchen weit um ſie herum liefen und ſich die Naſe zuhielten. Aber einen Spaß muß man ſich doch machen, nicht wahr? — Nun denk' Dir aber, daß ſie ſeitdem kirre geworden war und mich ſo nöthig hatte, wie das liebe Brot! — Du lachſt? — Die Scholaſtica lachte nicht! — bah! die weinte vielmehr! — Und die Mädchen ſagten: Joſille Fery, Burſche, heirathe ſie, oder es iſt ihr Tod!"

Bevette zündete gewandt und flink, wie eine Fee, eine Lampe nach der andern an, während Joſille Fery ihr folgte und in einem weinerlichen, näſelnden Tone erzählte.

„Du biſt aber auch ein ſchmucker Junge!" ſagte Bevette. „Kein Wunder, daß ſie ſchmachtete, die Bevette, die ein Endchen Wieſe hat und zwei Kühe!"

„Schöne Kühe!" ſetzte Joſille hinzu, „ja wirklich! eine rothe und eine Schecke! — Alſo Scholaſtica hatte zu mir geſagt: „Geh einmal in der Abenddämmerung hin, und Du wirſt hören, woher der Wind kommt." Ich that es — der Mond ſchien gerade nicht — und da ſtanden ſie alle Drei und plauderten am Ende der alten Allee von Treguern, vor dem Schloſſe Ohneland —"

„Die drei Raben?" unterbrach ihn Bevette, welche ſtehen blieb, um ihm zuzuhören.

„Gewiß und wahr! meine Bevette, die drei Raben, ſie

waren ſchwarz, wie Maulwürfe, und ſagten, indem ſie nach dem Schloſſe blickten: „Das wird uns ſammt allen Uebrigen zufallen, ſobald die Stunde geſchlagen hat!“ Ich kratzte aus und hielt mir die Ohren zu, denn es bringt Unglück, die Stimme der Geiſter zu hören. — In der Nähe des Heidenſteines ſah ich dann ein Mädchen, welches vor mir herlief. Ich ging ſchneller, denn ich meinte, es ſei Scholaſtica. — Ach verdammt! es war nicht Scholaſtica, und lieber hätte ich der Wittib le Brec an einem Sabbath-Abend begegnen mögen! — Die Erſcheinung blieb mitten im Hohlwege ſtehen, um mich zu erwarten. Ich bin ganz gewiß, daß ich ihre Augen gleich glühenden Kohlen aus dem bleichen Antlitz leuchten ſah. — Der Wind trieb ihre ſchwarzen Haare zurück, ſo daß man faſt hätte meinen ſollen, die langen Locken des Fräulein Olympia zu ſehen. — Ihre Taille war ſo zart, ſo zart, daß man wohl errathen konnte, daß kein Fleiſch unter dem Gewande ſei. Und doch hat unſer Fräulein Olympia, obwohl ſie, Gott ſei Dank! lebendig iſt, eine eben ſo feine Taille.“

„Sprach ſie mit Dir?“ fragte Vevette, die es drängte, mehr zu erfahren.

„Sie ſagte, ich ſollte gehen,“ erwiederte Joſille; „und als ich ſeitdem die Stimme des Fräulein Olympia hörte —“

„Geh! Du biſt ein Narr!“ rief Vevette aus.

Sie lachte noch, aber ein geübterer Beobachter, als der kleine Joſille, würde bemerkt haben, daß ſie ſich den Kopf zermartere.

„Ja,“ nahm er wieder das Wort, „unſer Fräulein kann nicht zu gleicher Zeit in Paris und in dem Dorfe Orlan ſein.

das leuchtet ein. — Und dann — warum ſollte auch unſer Fräulein die Mauern des Gottesackers erſtiegen haben?"

„Ha!" rief Bevette aus, „die Schweſter der Geiſter erſtieg die Mauer des Gottesackers?

„Ja; als ſie mir geſagt hatte, daß ich gehen ſollte, gehorchte ich nur zur Hälfte. Ich verbarg mich hinter der Hecke und ſah — ſo deutlich ich Dich jetzt vor mir ſehe — wie ſie zwiſchen den Gräbern hindurchſchlüpfte und durch ein Fenſter, welches man wegen der großen Hitze offen gelaſſen hatte, in die Kirche ſtieg."

„Und was machte ſie in der Kirche?"

„Das habe ich nicht zu belauſchen gewagt, Bevette. — Ich ſah, wie ſich ein ſchwacher Lichtſchein hinter den Fenſtern der Sacriſtei verbreitete, und lief dann nach Hauſe, ſo ſchnell ich konnte. Würdeſt Du näher gegangen ſein?"

„Gewiß," antwortete das junge Mädchen. „Nun gehe, Joſille, Du bedarfſt der Stange nicht mehr; ſteig auf die Leiter und zünde die Lichter dort oben an."

Sie waren am Ende der Lindenallee angelangt, und der Pavillon Ludwigs XV. erhob vor ihnen ſeine anmuthige Vorderſeite.

Joſille ſetzte den Fuß auf die Leiter.

Bevette hörte ihn einen lauten Schrei ausſtoßen.

„Da! — da!" rief er und ſank der Länge nach nieder; „da ſind ſie!"

Hinter den Fenſtern des Pavillons leuchtete ein ſchwacher Lichtſchein und erloſch dann.

Bevette eilte unerſchrocken hinzu und erſtieg die erſten Stufen.

Joſille wiederholte:

„Da! — da! — alle Drei! — Ich habe ſie auf dem Grabe des Tanneguy ſitzen geſehen! Ach, Herr Gott!“ unterbrach er ſich dann, indem er heiße Thränen vergoß, „wenn die Geiſter Dich feſthalten, dann iſt Alles vorbei! — Ich habe Scholaſtica verloren, ihr Endchen Wieſe und ihre beiden Kühe — ſo ſchöne Kühe — beſonders die rothe? — Ich bin Meilen und Meilen weit gegangen, um das Alles nicht mehr zu ſehen, und da hat ſich das Grab des Tanneguy aus dem Chor der Kirche von Orlan hinweggehoben und iſt mir nach Paris gefolgt! — und da ſind die drei Raben!“

„Es iſt gar nichts da!“ rief die kleine Bevette von den oberſten Stufen der Leiter; „Du haſt mit offnen Augen geträumt!“

Schritte ließen ſich an dem andern Ende der Allee vernehmen.

Das Licht, welches ſich für einen Augenblick im Innern des Pavillons gezeigt hatte, war mit einem Male erloſchen.

Joſille drängte ſich feſt gegen den Fuß der Leiter.

Er zitterte ſo ſtark, daß Bevette ſein Zittern an der Bewegung der Leiterbäume fühlte.

„Du ſiehſt nichts?“ ſtammelte er. „So wollen ſie alſo nur mir zu Leibe! — Da waren ſie, — alle Drei ſtanden ſie da gegen den Grabſtein gelehnt, — und hinter ihnen war etwas, wie ein großes Skelett, das ſich an die Wand lehnte.“

Er unterbrach ſich, um einen erſtickten Ausruf laut werden zu laſſen.

„Höre! höre!“ ſagte er dann.

Er vermochte nichts weiter zu ſagen; ſein Mund blieb krampfhaft geöffnet und ſeine ausgereckte Hand zeigte nach dem dichten Gebüſch, welches die Umfaſſungsmauer des Gartens rechts vom Pavillon verdeckte.

Dieſer ganze Theil des kleinen Parks der Marquiſe war in das vollkommenſte Dunkel gehüllt.

Die Lampen brannten nur in der Linden-Allee.

Links von der Allee, von dem Pavillon bis zu dem Tanzſaale war bereits Alles von einem Lichtmeere übergoſſen; die Flammen-Guirlanden zeigten ihre Feſtons in unabſehbarer Weite, aber eben die Nähe dieſer Helligkeit bewirkte, daß das Dunkel des nicht erleuchteten Theiles des Gartens noch undurchdringlicher für die geblendeten Augen wurde.

Bevette, die noch immer oben auf ihrer Leiter ſtand, blickte dahin, wohin Joſille zeigte.

Sie glaubte in der That eine undeutliche Bewegung unter den Büſchen zu bemerken; die Lampen an der Vorderſeite des Pavillons, welche ſie eben anzündete, blendeten ihre Augen

„Wer geht da?“ fragte ſie muthig, denn ſie fürchtete ſich vor nichts, dieſe kleine Bevette.

Joſille nahm ſich zuſammen, denn er meinte, daß jetzt die Stimmen der drei Raben vom Friedhof zu Orlan gleich drei Donnerſchlägen erſchallen würden

Aber eine ſanfte und wehmüthige Stimme, eine weibliche Stimme antwortete:

„Ich bin es, Bevette, ich erwarte Dich!“

Joſille war dennoch feſt überzeugt, daß er die drei Män-

ner aus dem Pavillon, mochten ſie nun Geiſter oder lebende Weſen ſein, leiſe und ſchweigend zwiſchen den Stämmen der Bäume habe dahin ſchlüpfen geſehen.

Vevette ſprang von der Leiter und eilte, leicht wie ein Reh, in das Gebüſch.

In der Lindenallee hatten ſich indeß die ſchweren Schritte, welche man ſeit einiger Zeit gehört hatte, mehr und mehr genähert.

Joſille's Kopf war bereits ſo betäubt, daß er keines ſichern Gedankens mehr fähig war.

Er glaubte zu träumen, als er eine Art von Prozeſſion ſah, welche aus einem Livreebedienten, der eine durch die Illumination ſehr überflüſſig gemachte Laterne trug, aus einem hagern, bleichen, trocknen, vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz gekleideten Manne und drei Poſtboten beſtand, deren Jeder eine große Kiſte von weißem Tannenholze trug.

Es gab Niemand in dem Dorfe Orlan, der nicht die gefürchtete Silhouette des Commenthur Malo gekannt hätte; man ſprach oft in den Spinn-Geſellſchaften von ihm, der einem Jeden, wenn er ihn nur anſah, ſagen konnte, ob er leben oder ſterben würde; ſelbſt die am Wenigſten Abergläubiſchen wurden von einem Fröſteln befallen bei dem Gedanken an jenen unheimlichen Schleier, welcher vor den Augen des Tregruern niederſank, wenn der Tod daſtand und auf die von ihm bezeichnete Beute lauerte.

Und der kleine Joſille gehörte nicht zu den am Wenigſten Abergläubiſchen.

Vevette hatte Recht gehabt, wenn ſie ſagte, daß der Pa-

villon von einem Hexenmeiſter bewohnt werde; Joſille ſah das jetzt nur zu gut ein.

Er ſchlüpfte hinter einen Baum, um dem Commenthur freien Weg zu laſſen.

Dieſer blieb vor der Thür ſeines Pavillons ſtehen.

Er befahl den Poſtboten, die Kiſten auf die Stufen der Freitreppe nieder zu ſetzen.

„Das iſt ſchwer!“ ſagte Einer derſelben. „Da wir jedoch einmal bis hierher gekommen ſind, ſo können wir Ihnen auch Ihre Kiſten gleich bis in Ihr Zimmer tragen.“

Der Commenthur hatte einen Schlüſſel in das Schloß der Thür geſchoben.

Er wandte ſich um und gab dem Livreebedienten einen Wink.

„Setzt ab!“ ſagte dieſer trocken.

Die drei Boten ſetzten ihre Bürden nieder und trockneten ihre von Schweiß triefenden Stirnen.

Der Livreebediente bezahlte die Träger und entließ ſie.

Als ſie gegangen waren — nicht jedoch, ohne noch einen neugierigen Blick auf die verſchloſſene Thür geworfen zu haben — bemerkte Joſille, daß der Bediente dem Commenthur Malo ſeine Hilfe nicht anbot, um die Kiſten in den Pavillon zu bringen.

Der Bediente ſagte nur:

„Die Frau Marquiſe hofft, daß der Herr Commenthur ihren Ball mit ſeiner Gegenwart beehren werde.“

Malo von Treguern wandte ſeine ſtarren, aber dennoch etwas unſtäten Augen gegen den Bedienten.

„Ihren Ball!“ wiederholte er, während ein unheimliches

Lächeln um seine Lippen schwebte; „es wird mehr als einen Tanz heute Nacht geben! — Ich werde bei allen sein! — Verlassen Sie mich.“

Der Bediente verneigte sich ehrfurchtsvoll und ging.

Als der arme Josille das Geräusch seiner Schritte in der Ferne auf dem Sande der Allee verhallen hörte, da fühlte er auch seine Angst wachsen, denn Bevette kehrte immer noch nicht wieder, und er war mit dem Hexenmeister ganz allein.

Die Thür des Pavillons öffnete sich, aber im Innern desselben herrschte schwarze Finsterniß.

Malo stieg bis zu der ersten Kiste hinab und sprach einige geheimnißvolle Worte über derselben aus, deren Sinn Josille nicht zu verstehen vermochte.

Malo versuchte, die Kiste zu heben.

Aber er war schwach und die Kiste schwer; seine Anstrengungen waren vergeblich.

„Der sich da hinter dem Baume verbirgt, trete näher und komme mir zu Hilfe!“ sagte er.

Josille würde hundert Meilen weit entflohen sein, wenn er freier Herr seiner Handlungen gewesen wäre; aber eine unbekannte Macht stieß ihn vorwärts, und er schritt über die Allee, ohne irgend Bewußtsein zu haben von dem, was er that.

Der Commenthur Malo legte ein Taschentuch als Binde um seine Augen.

Eine der Kisten wurde aufgehoben.

Josille stieg die Stufen der Freitreppe hinan.

Er hörte vor sich das Keuchen und Stöhnen des Commenthur Malo.

Joſille's Blut erſtarrte in ſeinen Adern, als er über die Schwelle ſchritt und die kalte, dumpfe Luft im Innern einathmete.

Hier hatte er das Grab des Tanneguy, das Skelett, die beſtaubten Knochen und die drei Geſpenſter geſehen.

„Nun die zweite!“ ſagte der Commenthur.

Sie machten noch zwei Reiſen, und dann fand ſich Joſille auf den Stufen der Freitreppe vor der verſchloſſenen Thür wieder.

Die Binde war nicht mehr vor ſeinen Augen.

Er rieb ſeine glühenden Augenlider und blickte dann rund um ſich, geblendet durch die Erleuchtung, welche ein ſtrahlendes Licht über den Garten vergoß.

Hinter den Fenſtern des Pavillons erſchien ein röthlicher Schein und verſchwand wieder, als wären dichte Vorhänge vor die Scheiben gezogen.

Um ein Königreich hätte Joſille nicht an dieſer Stelle bleiben mögen; aber ſeine Beine ſchwankten unter dem Gewicht ſeines Körpers und das Bewußtſein, daß er ſich allein befinde, drückte ihn nieder.

Was hätte er nicht gegeben, um Bevette's heitere Stimme zu hören!

Er glaubte dieſe Bevette in jenem dunkeln Gebüſch zu bemerken, in deſſen Nähe er ſelbſt ſich vorher verborgen gehabt hatte.

Es leuchtete da etwas Weißes durch das Dunkel der Nacht.

Joſille gewann den Muth der Furcht und eilte hinweg, indem er das junge Mädchen rief.

Der weiße Gegenstand setzte sich sofort in Bewegung und entfloh, indem er einem Nebel gleich zwischen den Bäumen dahin schwebte.

Zu gleicher Zeit kam Vevette zu ihm, indem sie auf die heiterste Weise von der Welt lachte und sang.

Als er den Mund öffnete, um entweder seine Leid zu klagen oder zu fragen, legte ihm Vevette die Hand auf die Lippen und sagte:

„Bst! — Höre!"

Man hörte durch die Schatten der Nacht den trocknen Ton eines Klopfers, welcher gegen die Platte einer Thür in Bewegung gesetzt wurde.

Ein Klopfer! Ein Thürschloß! Eine Thür! und das inmitten dieses dichten Grüns, unter diesen hohen Bäumen, in diesem kleinen Urwalde, in welchem keine Spur menschlicher Wohnung zu sehen war! Das mußte ein Traum sein.

„Erwarte mich in der Allee," sagte das junge Mädchen hastig und eilte dann wieder ohne Furcht in das dichteste Gebüsch.

Josille konnte ganz deutlich hören, daß sich in seiner Nähe eine Thür um ihre Angeln drehte.

Aber was kümmert einen das, was man hört, wenn man sich einmal in das Gebiet der Phantasie-Welt verloren hat!

Nach einer Minute kam Vevette zu dem furchtsamen Josille zurück, wie sie es versprochen hatte.

Sie wurde von einem kleinen Manne begleitet, der eine

große Brille trug, in deſſen ganzer Erſcheinung aber durchaus nichts Uebernatürliches lag.

„Joſille,“ ſagte Vevette, der es Mühe zu machen ſchien, ein boshaftes Lächeln zu unterdrücken, „führe dieſen Herrn zu der Frau Marquiſe, welche auf ihn wartet.“

9. Das Boudoir der Marquise.

Die Frau Marquise von Castellat war mit ihrer Toilette beschäftigt.

Es war das eine ernste Angelegenheit, denn Marianne von Treguern hatte bereits das vierzigste Jahr überschritten.

Ihre Haare begannen auszugehen, ihr Körper gewann eine zu große Fülle, und eine gewisse Erschlaffung wurde in ihren breiten Zügen bemerklich.

Offenbar fand bei dieser Frau ein Kampf statt zwischen der gegenwärtigen Unruhe, welche noch durch die unheilbare Trauer über die Vergangenheit vermehrt wurde, und dem Willen, sich in ein egoistisches Vergessen zu versenken.

Der Egoismus stand in großen Zügen auf ihr ausdrucksloses und fleischiges Antlitz geschrieben, und selbst die Leidenschaft hatte die Schneide ihres Skalpels an demselben abgenutzt.

Sie sehnte sich nach weiter nichts, als nach dem Schlummer des Herzens.

Der Luxus, welchen sie zur Schau trug, die Bälle, welche sie der großen pariser Welt gab, das Geräusch, welches sie um

ſich her veranlaßte, die ewige Bewegung, welche ihr Leben war, ſollten ſie nur verhindern, in ihr Herz zu blicken und die Stimme ihres Gewiſſens zu hören.

Die Indier ſchlafen bei dem Raſſeln ihres Tam-Tam ein, und auch dieſe Marquiſe bedurfte eine Art moraliſchen Tamtams, um in jenen geiſtigen Schlummer verſenkt zu werden, welcher ihr Sehnen war.

Aber man gewöhnt ſich an das Opium, ſo daß endlich auch die verſtärkten Doſen deſſelben nicht mehr wirken

Es gab Tage, an denen die Marquiſe ihre Gedanken nicht zu tödten vermochte; es gab Tage, an denen ihr rebelliſches Gedächtniß ſich kein Schweigen auferlegen laſſen wollte.

Das Boudoir, in welchem ſie ſich befand, war ein kleines Gemach von achteckiger Form, nach der Weiſe ausgeſtattet, wie es in den letzten Jahren der Kaiſerzeit Mode war.

An jenem Abende, an welchem Olympia von Treguern, damals noch ein Kind, auf die von uns erzählte Weiſe in das Hotel eingeführt war, hatte die Marquiſe ihr früheres Schlafzimmer verlaſſen, um dieſes Boudoir zu beziehen.

Seitdem hatte ſie nie wieder das Gemach betreten wollen, in welchem ihr jene ſchreckende Erſcheinung geworden war.

Vier mit gleichen Rahmen umſchloſſene Gemälde hingen an den Wänden des Boudoirs.

Das erſte Bild ſtellte den Herrn Marquis von Caſtellat vor, deſſen Züge auf Rechtſchaffenheit und Höflichkeit, aber etwas wenig Verſtand deuteten; er trug eine Perrücke, und um

ſeine Lippen ſpielte das ewige Lächeln, welches auf den Portraits vornehmer Herren nicht fehlen darf.

Ihm gegenüber hing die Marquiſe in einem Kleide von weißer Seide und athmete den Duft eines Roſenſtrauches ein.

Links vom Kamine hing Laurence von Treguern, die vollkommen getroffen, das heißt ſehr ſchön war, und ihre ſchwermüthigen Blicke auf das vierte Bild, nämlich auf das Portrait des Herrn Gabriel von Feuillans, richtete.

Gabriel ſchien in dieſem Portrait nicht über dreißig Jahre alt zu ſein.

Ein ſchwarzer Mantel war über ſeine Schultern geworfen, und ſeine weiße, fein geaderte Hand hielt ein geöffnetes Buch.

Seine Züge waren nachdenkend und ſtrenge, aber unter den ruhigen Linien errieth man die ſchlummernde Leidenſchaft. Die Stirn war hoch, und die Umriſſe ſeines Geſichts ſenkten ſich an den Schläfen, um dann neben den Backenknochen plötzlich wieder anzuſchwellen, und bis zu dem Kinn das harmonievollſte Oval zu beſchreiben.

Seine Augen waren lang, von breiten Wimpern geſäumt und zeigten einen ſtolzen Blick.

Seine Naſe und ſein Mund mit etwas ſtark gewölbten Lippen ſchienen aus Bronze gegoſſen.

Zu der Zeit, als ſich die Frau Marquiſe von Caſtellat hatte malen laſſen, konnte man ſie noch die hübſche Marianne nennen.

Unter ihrem geſuchten Kopfputz zeigten ſich ihre regelmäßigen, aber runden und charakterloſen Züge und hoben Laurence's edle Schönheit noch mehr hervor.

Laurence war in dem Jahre ihres Todes gemalt, und die,

welche sie gekannt hatten, fanden auf ihrem fast himmlischen Gesicht, in ihrem sanften und durchdringenden Blick die Wehmuth ihrer letzten Tage wieder.

Schon seit langer Zeit glich die Marquise jenem weißen und rosigen Bilde nicht mehr, welches an der Wand lächelte; aber an dem heutigen Abende schien sie wiederum zehn Jahre älter geworden, so finster und unruhig war sie.

Sie saß vor ihrem Spiegel, und ihre Kammerjungfer befestigte Blumen über Blumen in den dünn gewordenen Haaren.

„Da war auch ein Mylord," sagte die Cameristа, indem sie in der begonnenen Erzählung fortfuhr, „welcher das kleine Haus haben wollte, aber Herr Stephan hat. ich weiß nicht wie viel tausend Franken gegeben, um es zu bekommen"

„Der Herr Stephan muß also sehr reich sein?" fragte die Marquise, indem sie sich bemühte, den Namen des jungen Mannes mit großer Gleichgiltigkeit auszusprechen

„Das wollte ich meinen!" entgegnete die Cameristа, „und dabei ein schmucker junger Herr! — Die Frau Marquise weiß doch, daß die Fenster des kleinen Hauses gerade dem Zimmer gegenüber sind, in welchem Fräulein Olympia wohnt?"

„Nein," sagte Marianne von Treguern und wandte sich ab, „ich hatte das noch nicht bemerkt."

„Ganz genau gegenüber! — Nur ein Baum trennt die Fenster Beider. — Ich meine, daß Herr Stephan von jetzt an öfter in das Hotel kommen wird."

Die Marquise stellte sich, als verwende sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Kopfputz, und machte einige Fehler be-

merklich, um damit der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Aber es ſcheint, als habe Juliette, die Cameriſta, ihr Lieblingsthema erfaßt gehabt.

„Ein ſo naher Nachbar," fuhr ſie fort, während ihre gewandten Finger den Bemerkungen ihrer Herrin genügten, „und noch dazu ein junger Herr, welcher ſich in den feinſten Kreiſen bewegt! — Ich bin ſicher, daß auch die Frau Marquiſe ihn gern ſehen wird — Herr von Feuillans iſt mit ihm bekannt — er iſt ſogar ſehr genau mit ihm bekannt und beſucht ihn oft."

„Herr von Feuillans kann thun, was er will," bemerkte die Marquiſe kalt.

Dann fuhr ſie fort, indem ſie ihren Kopfſchmuck mit beiden Händen ſanft andrückte:

„So iſt es gut, Juliette. — Ich werde Dich wieder rufen, wenn Du mir die Juwelen anlegen ſollſt."

Juliette ging ſogleich nach der Thür.

Bevor ſie aber ging, warf ſie noch einen boshaften Blick nach ihrer Herrin.

Viele Philoſophen haben ſich bereits gefragt, woher es komme, daß jede Dame in ihrer Kammerjungfer eine geheime Feindin habe.

Sobald Marianne von Treguern allein war, erhob ſie ſich und ging mit langſamen Schritten durch das Zimmer.

Eine düſtere Wolke breitete ſich über ihr Antlitz aus, und Runzeln überzogen ihre Stirn.

„Stephan!" ſagte ſie vor ſich hin. „Nun, das iſt ein

Name wie jeder andere, und es mag viele junge Männer geben, welche Stephan heißen und zwanzig Jahre alt ſind!'

Juliette hatte das Licht mitgenommen, welches auf der Toilette ſtand.

Das Boudoir wurde nur noch von einer Kugellampe erleuchtet, welche auf einem Damen-Bureau ſtand und deren Schein auf verſchiedene, unordentlich durch einander liegende Briefe fiel.

Alle dieſe Briefe waren noch unerbrochen.

Als die Marquiſe dem Bureau näher trat, wandte ſie ihre Augen von demſelben ab, als hätte ſie ein geheimes Widerſtreben gefühlt, an dem heutigen Abende ihre Correſpondenz durchzuſehen.

Ich weiß nicht, warum dieſes niedliche Boudoir jetzt, da es nur noch von dem unbeſtimmten Schein der Lampe erleuchtet wurde, ein gewiſſermaßen troſtloſes Ausſehen hatte.

Die vier, nur ſchwach erhellten Portraits ſchienen ſich wehmüthig anzublicken.

Die Marquiſe ſank in einen Armſtuhl und ſtützte den Kopf auf ihre Hände, ohne darauf zu achten, daß ſie dadurch ihren ſchönen Haarſchmuck verletzen könnte.

Der Mops, welcher in einer Ecke geſchlummert hatte, erhob ſich, dehnte erſt ſeine Vorderbeine, dann die fetten Keulen, und wälzte ſich dann vor den Füßen ſeiner Herrin und ſchaute knurrend zu derſelben empor.

„Stephan!" ſagte die Marquiſe zum zweiten Male und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Allein wozu kann es nützen, wenn ich mir den Kopf zermartere! — Hat der junge Mann von zwanzig Jahren noch Aehnlichkeit mit dem Kinde, welches

über das Taufbecken gehalten wird? Ueberdieß weiß ich, daß der junge Mann in dem Schloß le Brec iſt."

Als ſie die Worte der junge Mann ausſprach, verrieth ihre Stimme ein leiſes Zittern.

Sie nahm ohne weitere Wahl einen Brief von dem Tiſche und öffnete ihn mechaniſch.

Es war ein bläuliches Papier mit gedrucktem Kopf; die Handſchrift zeigte die feſten und vollen Züge, welche ſich in Folge der Gewohnheit bei Geſchäftsleuten ausbilden.

In dem Briefe ſtand:

„Da der ſelige Herr Marquis von Caſtellat keine Kinder hatte, ſo durfte er über ſein geſammtes Vermögen zu Gunſten einer Fremden verfügen. Die Stellung des Fräulein Olympia von Treguern iſt eine regelmäßige und vollkommen geſetzliche; die Urkunde ſcheint mir in den richtigen Formen abgefaßt, und es iſt nicht einmal Grund zu einem Prozeſſe vorhanden."

Die Marquiſe zerknitterte den Brief.

„Sie weiß es wohl!" ſagte ſie halblaut. „Wie lange werde ich hier noch Herrin ſein? Vielleicht werde ich ihr noch Dank ſagen müſſen, wenn ſie die Güte haben will, mich bei ſich zu behalten!"

Sie nahm einen andern Brief, behielt ihn aber lange in der Hand, bevor ſie ihre Augen auf denſelben warf.

„Wer weiß?" fragte ſie dann, während ein ſpöttiſches Lächeln um ihre Lippen ſchwebte; „Gabriel hat mich vordem auch geliebt, und ich bin die Marquiſe von Caſtellat geworden. — Gabriel hat Laurence geliebt, und Laurence iſt geſtorben. — Gabriel liebt jetzt Olympia — wer weiß —?"

Der Brief, welchen ſie in der Hand hielt, war auf grobes graues Papier geſchrieben und ungeſchickt zuſammengelegt.

Die plumpen Schriftzüge waren mit zitternder Hand entworfen.

Als der Blick der Marquiſe endlich auf dieſen Brief fiel, der ſich, Gott mochte wiſſen wie? in ihr elegantes Boudoir verirrt hatte, da erbebte ſie und wurde bleich.

„Von der Wittib!“ ſtammelte ſie.

Sie brach mit zitternder Hand das Siegel und las:

„Marianne, Du haſt wohl gethan, daß Du geflohn biſt; meine Nächte ſind ſchrecklich und ich ſehe oft die, welche ſchon geſtorben ſind.

„Malo von Treguern hat in ſeinem Thurme geſchlafen.“

„Er ſagt: die Stunde ſei erſchienen, und der alte Stamm werde neue Blüthen treiben.“

„Möchte ich doch ſterben, ehe Treguern ſich wieder erhoben hat!“

„Mit Gegenwärtigem wollte ich Dir nur anzeigen, daß Du das Kind ſehen wirſt“

„Er wollte durchaus abreiſen, wie auch der Andere vor Kurzem abgereiſt iſt.“

„Ich habe ihm nicht etwa die Thür gewieſen“

„Indeß ſind bereits ſeit langer Zeil Zweifel in mir emporgeſtiegen; die Wiegen Beider ſtanden ſo nahe bei einander!“

„Wir hatten den Pfaffen betrogen; vielleicht hat Fanchette uns wieder betrogen.“

„Das Kind ſieht gar nicht aus, wie ein le Bree.“

„Wenn Du ihn erblickſt, ſo ſiehe ihn wohl an.“

„Gabriel hat ihn angesehen, als er das letzte Mal auf Schloß Ohneland war, aber er hat mir nichts gesagt.“

„Warum sollte auch dieser Mann sein Kind lieben, da er seine Mutter nicht liebt?“

„Die Stunde der letzten Schlacht wird schlagen.“

„Die Stimmen, welche vordem in der Stille der Nacht mit mir sprachen, sind verstummt; meine erblindeten Augen sehen die Zukunft nicht mehr.“

„Du bist noch jung genug, um noch viele Leiden in diesem Dasein zu erleben.“

„Leb wohl, Marianne! Wir haben auf Sand gebaut, und meine Liebe ist Dein Unglück gewesen.“

„Franzisca le Bree von Kervoz.“

„Postscriptum. Die drei Raben sind verschwunden.“

„Man sieht auch die Schwester der Geister nicht mehr.“

„Die Bauern haben das Wappen von Treguern an das Hauptthor des Schlosses Ohneland genagelt gefunden.“

„Der Advocat, welcher Roland Montfort vertheidigte, ist nach Paris abgereist.“

„Nimm Dich in Acht und warne Gabriel, wenn Du nicht Dein Vermögen von dem seinigen geschieden hast.“

Schrecken und Entmuthigung verriethen sich in den Zügen der Marquise.

Schon betrauerte sie den Verlust der ihr so lieben Ruhe.

Jedes Wort dieses Briefes enthielt eine Drohung für sie.

Während sie denselben wieder schloß, sah sie auf dem Tische noch ein kleines regelmäßig viereckiges Couvert, dessen Aufschrift von unbekannter Hand war.

Dieſer Brief enthielt nur zwei Zeilen.

Es ſtand in demſelben:

„Ich werde die Ehre haben, mich heute, Punkt acht Uhr, der Frau Marquiſe von Caſtellat vorzuſtellen.“

Unterzeichnet waren dieſe Zeilen mit dem Namen Prirat.

Die Marquiſe fuhr empor und ſchaute nach der Pendule, deren Zeiger eben auf acht Uhr wies.

„Das iſt er!“ ſchrie ſie auf, „das iſt der Mann, welcher Roland Montfort vertheidigt hat! — Was will er bei mir? Ich will ihn nicht ſehen!“

Sie bewegte mit Heftigkeit ihre Klingel und ſagte zu der herbei eilenden Juliette:

„Sagen Sie auf der Stelle dem Portier, daß ich für einen gewiſſen Herrn Prirat, der um acht Uhr kommen wird, nicht zu Hauſe ſei.“

Als ſich Juliette wandte, um zu gehorchen, ſah ſie auf der Schwelle der Thür einen kleinen, ſauber gekleideten Mann, welcher zu lächeln begann und höflich den Hut zog.

Er trat zur Seite, um die Cameriſta vorüber zu laſſen, und ſagte dann mit Feſtigkeit, indem er auf die Marquiſe zutrat:

„Ich bin durchaus pünktlich und erſcheine auf die Minute, wie Sie ſehen, meine Dame! — Ich bin Prirat, Advocat, und habe funfzig Meilen zurückgelegt, um die Ehre zu haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen.“

Er verneigte ſich, machte dann kehrt und ging, um die Thür vor Juliette's Naſe zu verſchließen.

Die Marquiſe blickte ihm mit Staunen nach.

Prirat war weit beſſer bekleidet, als auf dem Poſthofe;

er hatte eine faſt neue ſchwarze Tuchhoſe an, die ſich auf den breiten, aber ſauber gewichsten Schuhen ſpaltete, einen ſehr feinen, aber etwas zu breiten Frack, eine ſchwarze Weſte nach einem Schnitt **à la Papa** und ein ſchönes weißes Halstuch, deſſen Schleife eine Roſette bildete, auf welche ein Dorfbräutigam hätte neidiſch werden können.

Seine Naſe war ſpitz, ſein Mund groß und lächelnd; ſeine kleinen Augen blickten bisweilen über die großen runden Brillengläſer hinweg; ſeine ſchlaffen, aber hochgerötheten Wangen bewegten ſich von unten bis oben, wenn er ſprach; ſeine übermäßig hohe Stirn endete in eine kahle Spitze, und die künſtleriſch nach oben gelegten Haare der Schläfe verſuchten vergebens, die Nacktheit des bergigen Schädels zu verdecken.

Alles das konnte ſehr häßlich ſein, aber alles das deutete auch auf Selbſtzufriedenheit, Heiterkeit und Lebensluſt, die ſogar noch durch ein Wenig ziemlich geiſtreiche Schalkhaftigkeit gehoben wurde.

„Meine liebe Dame," ſagte er, indem er zu der Marquiſe zurückkehrte und den Ton freundlicher Gutmüthigkeit annahm, „ich hoffe, daß Sie mich nicht wieder fortſchicken werden. Allein wir ſind Beide gealtert, und was Sie betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß es mir große Mühe gemacht haben würde, Sie wieder zu erkennen."

Marianne von Treguern blickte nach der Klingelſchnur, aber ſie griff nicht nach derſelben.

„Sagen Sie mir gefälligſt, mein Herr," begann ſie, „welchem Umſtande ich die Ehre Ihres Beſuchs verdanke."

Anſtatt zu antworten, ſagte Herr Prirat in ſcherzendem Tone:

„Wiſſen Sie auch, daß es ein hübſcher Weg von dem Kindermarkte, wo ich wohne, bis zur Wittwenallee iſt? Meine Mittel erlauben mir nicht, ſo ohne Weiteres für jeden Gang eine Kutſche zu miethen. Ich bin zu Fuß gekommen. — Wenn die gnädige Frau Marquiſe mir erlauben wollte —"

Marianne von Treguern ließ ihn nicht ausſprechen, ſondern zeigte mit der Hand nach einem Stuhle.

Allein es ſcheint, als habe Herr Prirat die Armſtühle vorgezogen.

Er ſchob den ihm vorgezeigten Stuhl zurück und rollte eine Bergère vor die Marquiſe.

Als er das gethan hatte, ſetzte er ſich, ſtieß einen recht behaglichen Seufzer aus und ſtrich mit der Hand an ſeiner Weſte **à la papa** nieder, wie die vornehmen Herren auf der Bühne, welche einen Jabot tragen, um ihn kunſtgerecht zu zerknittern.

„Ich kenne Ihren jungen Nachbar, Herrn Stephan Gontier, ganz genau," ſagte er dann ohne weitere Einleitung, und indem er fortwährend die Marquiſe über ſeine runde Brille hinweg anblickte; „wenn er gewollt hätte, ſo würde ich einen Geſetzkundigen aus ihm gemacht haben."

„Ich ſehe Herrn Stephan Gontier ſelten bei mir," antwortete Marianne von Treguern.

„Ei!" machte der kleine Mann. „Aber es ſcheint allerdings ſo in Paris Mode zu ſein, — man wohnt dicht neben einander und bekommt ſich kaum zu ſehen. — Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen öfters dieſen jungen Mann vorzuführen, da er gute Grundſätze beſitzt und ſich ſehr anſtändig zu benehmen weiß."

Die Marquiſe verſuchte zu lächeln.

„Iſt das der Grund, weßhalb Sie gekommen ſind, mein Herr?“ fragte ſie.

„Ich liebe die Geſchäfte,“ antwortete Herr Prirat, indem er mit einem ſehr geſchickten Fingerſchlage ſeine Brille höher rückte; „die erſten Eindrücke ſind, wie Ihnen bekannt ſein muß, die entſcheidenden. — Mein Vater war Kanzleibote bei der Senechauſſee zu Reden. Ich bin mitten im Gerichtsweſen geboren, meine Wiege war von Actenſtößen umgeben, und als ſich meine Bruſt zum erſten Male ausdehnte, athmete ſie den Wohlduft ein, welche alte Actenhefte ausathmen — die Geſchäftsluft, meine Dame: meine Geburtsluft!“

Die Stimme des Herrn Prirat belebte ſich, und ſeine kleinen Augen flammten bereits hinter ſeinen bläulichen Brillengläſern.

Die Marquiſe hatte ihre Hände über den Knieen gekreuzt.

Ihre inſtinktmäßige Angſt ſagte ihr, daß hinter dieſen bizarren Präliminarien ein ernſtlicher Angriff vorbereitet werde.

Sie wartete.

„In dem Arbeitszimmer meines Vaters,“ fuhr der kleine Mann in einem faſt gerührten Tone fort, „war ein Regal, deſſen Fächer bis an die Decke reichten und vollkommen ausgefüllt waren mit grünen Pappen, welche nicht mehr ſchloſſen, da ſie zu voll gepackt waren. In den Ecken ſtanden zuſammen geſchnürte Actenſtöße, und wo nur ein Plätzchen ſich gefunden hatte, da waren auch ſtaubige Actenhefte aufgeſchichtet, deren Ecken ſich eingebogen hatten und die bis an den Rand mit fei-

ner, gedrängter unleſerlicher Schrift von verſchiedenen Händen bedeckt waren. — Hören Sie," unterbrach ſich hier Herr Prirat, „die Acten Ihrer Familie, die Acten von Treguern würden für ſich allein dieſes ganze Zimmer gefüllt haben. — Ha! ha! das nenne ich ſchöne Actenſtöße! — Schriften genug, um einen König zu Grunde zu richten, oder einem Bettler den Reichthum eines Fürſten in den Schooß zu werfen, je nachdem es fällt. — Nun, meine Dame, Sie mögen mir glauben oder nicht, aber ich war noch ein Kind, als ich ſchon jene ganzen Acten durchſtudirte, das Alles kennen lernte, aber noch keine Genüge daran fand!"

Er richtete ſich in ſeiner Bergère empor.

„Ich verlangte mehr!" rief er in einem Anfluge von Stolz aus. „Ich träumte mir einen Prozeß, — aber einen Prozeß, — aber einen Prozeß, wie es keinen zweiten gibt! — So etwas Lichtſcheues, Verwickeltes, Unentwirrbares! — Ein Durcheinander von tauſend Perſonen! — eine Art Todtentanz, der in tollem Wahnſinn um einen Goldhaufen wirbelt!"

Und doch ſah der kleine Mann gar nicht wie ein Dichter aus!

Marianne hoffte für einen Augenblick, daß er ein Narr ſei.

Wir ſagen: ſie hoffte! denn wider ihren Willen ſteigerte ſich jenes undeutliche Angſtgefühl, von welchem wir bereits ſprachen, in ihrem Geiſte.

Herr Prirat hatte ſich in ſeiner Bergère wieder zurückgeworfen.

„Sich kreuzende Intereſſen," fuhr er dann fort, indem er ſich ganz ſeinem Phantaſiefluge überließ, „die durch einander fahren und ſich verwickeln, wie die Haare eines gefilzten Tuches;

Leute, die ihre Namen ändern, verlorne Geburtsſcheine und verfälſchte Teſtamente; Lebende, welche ſich für Todte ausgeben, und wiederkehrende Geſtorbene; Mordthaten, über denen die Zeit Gras wachſen ließ — kurz einen Prozeß, Frau Marquiſe, der ein heroiſcher und glänzender Prozeß wäre! Einen nächtlichen und unerbittlichen, ſchonungsloſen Kampf, wie die Indianer in den Urwäldern von Nordamerika ſich dergleichen liefern ſollen! Eine Schlacht auf Leben und Tod, einen Roman à la Radcliffe, eine Epopöe à la Milton! — Unſinnige Anſtrengungen, ſchwarzen Verrath, das bürgerliche Recht zu einem Schwerte geſchärft und das Strafrecht mit der Kraft eines Beiles! Wahnſinnige Geldſummen, die mit Scheffeln gemeſſen werden, unmögliche Spukgeſchichten inmitten einer ungläubigen Gegenwart! — Und ich ganz allein, verſtehen Sie mich wohl! ich ganz allein wollte dann dieſe tiefe Nacht, dieſes undurchdringliche Dunkel mit den Augen einer Katze durchſchauen, den Schleier lüften, die Myſterien entwirren und in dieſer meiner Hand hier alle Fäden dieſer gigantiſchen Intrigue halten!"

Er reckte dabei ſeine Hand aus, die trocken und verſchrumpft war, wie die Hand einer alten Frau.

„Verſtehen Sie mich nun?" fuhr er dann fort, indem er den Schweiß abtrocknete, welcher auf ſeiner Stirn zu perlen begann.

„Nein," entgegnete die Frau Marquiſe von Caſtellat, ſagte damit aber vielleicht eine Unwahrheit.

Der kleine Mann ſchloß die Augen zur Hälfte und blickte ſie feſt an.

Der ganze Enthuſiasmus, welcher ihn kaum noch befeuert hatte, war gleich wie durch einen Zauber geſchwunden.

„Nein?“ wiederholte er, indem er plötzlich den Ton änderte; „allein es iſt wahr! nicht Jedermann kann denſelben Geſchmack haben, wie ich. — Was ich ſagte, das ſagte ich nur, um damit die Frage zu beantworten, welche die Frau Marquiſe an mich zu richten die Güte hatte. — Eines ſchönen Tages, als ich nicht mehr ſuchte, fand ich den Rieſenprozeß, den ich mir ſeit meiner Kindheit geträumt hatte. Der Zufall hat mir ſelbſt dabei eine Rolle angewieſen, und wenn ich über die Schwelle dieſes Hauſes ſchritt, ſo geſchah das, weil ſich die Frau Marquiſe in demſelben Falle befindet, wie ich.“

Marianne von Treguern machte eine heftige leugnende Bewegung.

„Wir haben heute den funfzehnten Auguſt,“ fuhr der kleine Mann fort, ohne auf jene Bewegung zu achten, „und es ſind am heutigen Tage zwanzig Jahre, daß Ihr junger Nachbar Stephan Gontier in der Windmühle bei Orlan geboren wurde. — Noch ein anderes Kind wurde zu gleicher Zeit mit ihm und in demſelben Hauſe geboren. Ich habe mit dieſem andern Kinde die Reiſe aus der Bretagne hierher gemacht und kann Sie verſichern, daß es zu einem recht ſchönen jungen Manne heran gewachſen iſt! — Nun bin ich zu Ihnen gekommen, Frau Marquiſe, um von Ihnen zu erfahren, welcher von dieſen beiden jungen Männern Ihr Sohn iſt.“

10. Herr Prirat.

Der kleine Mann hatte ſeine Bergère ein Wenig zurück gerückt, um von dem richtigen Punkte aus die Wirkung zu betrachten, welche ſeine letzten Worte auf die Marquiſe hervorbringen würden.

Die Marquiſe hatte ihre Augen feſt an den Boden geheftet.

Der Mops ſchien zu begreifen, daß die Geſinnungen ſeiner Herrin eine feindliche oder mißtrauiſche Stimmung annähmen, ſtellte ſich daher vor ſie und ſchüttelte ſein faltiges Fell

„Guten Abend, Bichon," ſagte der kleine Mann und ſtreichelte den Hund; „kennſt Du denn die Freunde des Hauſes nicht? — Ich habe zu Hauſe auch einen Hund, aber das iſt ein Spitz."

Er nahm ſeine Brille von der Naſe und wiſchte ſorgſam die Gläſer ab, indem er ſich dazu eines ſeidenen Tuches bediente, welches er aus der Seitentaſche ſeines Rockes zog.

Seine kleinen, ſehr blöden und von einem braunen Kreiſe

umgebenen Augen blinzten, als ſie von dem für ſie zu hellen Lichte der Lampe getroffen wurden.

„Sie meinen alſo, daß Sie ſtark genug gegen mich ſind, mein Herr," ſagte die Marquiſe nach einem kurzen Schweigen, „daß Sie es wagen können, mit einer ſolchen Kühnheit mir gegenüber zu ſprechen?"

Da Herr Prirat nicht antwortete, ſo richtete ſie ſich empor und rief in zornigem Tone aus:

„Nun ſagen Sie vor allen Dingen, warum Sie hier ſind?"

„Als Tänzer," antwortete dieſes Mal Herr Prirat in einem ſehr einfachen Tone. „Bei mir zu Hauſe haben die Damen die Güte, zu finden, daß ich eine Quadrille nicht verderbe."

Die Marquiſe erhob ihre Augen gegen ihn.

Unter allen andern Umſtänden würde ſie große Mühe gehabt haben, ſich eines Lächelns zu enthalten, denn der kleine Mann ſetzte eben ſeine Brille wieder auf und ordnete dann mit verſtändiger Hand die beiden Haarbüſchel, welche ſich über der Spitze ſeines Schädels kreuzten.

Allein heute ſchien ſie nicht in der Laune zu ſein, um zu lächeln.

„Wir können uns nicht verſtändigen," ſagte ſie trocken; „ich möchte nur wiſſen, mit welchem Rechte —"

„Ich mich bei Ihnen eingefunden habe?" ergänzte der kleine Mann, als er bemerkte, daß die Marquiſe ſtockte. „Ich finde das ſehr einfach. — Aber welche Gewandtheit die pariſer Künſtler im Treffen beſitzen!" unterbrach er ſich dann, indem er eins von den an der Wand hängenden Bildern betrachtete:

„ſollte man nicht meinen, Herrn von Feuillans ſelbſt zu ſehen!“

„Sie kennen alſo Herrn von Feuillans?“

„Ich habe die Ehre, meine Dame.“

„So hat alſo Herr von Feuillans —“

„Mein Gott, nein,“ unterbrach ſie der kleine Mann. „Wenn ich Jemandes bedurft hätte, um mich bei Ihnen einzuführen, ſo würde ich mir dieſen Jemand in Ihrem Hauſe ſelbſt gewählt haben.“

„Ah!“ machte die Marquiſe.

„Ich hätte zum Beiſpiel,“ fuhr der kleine Mann fort, „den Herrn Commenthur Malo wählen können — oder auch —“

Der kleine Mann unterbrach ſich.

Außer dem Commenthur befand ſich Niemand in dem Hotel Caſtellat, als Olympia von Treguern.

Die Marquiſe richtete daher einen neugierigen Blick auf ihren Gaſt und wiederholte langſam:

„Oder auch —“

Herr Prirat fuhr mit der Hand in ſeine Taſche und zog einen dicken Packen Briefe hervor.

Von dieſen Briefen wählte er einen und überreichte ihn auf galante Weiſe der Marquiſe.

Es war ein Einladungsſchreiben, das in beſter Form abgefaßt war.

Im Grunde war an der Sache gar nichts Außerordentliches, denn man weiß recht wohl, wohin ſich bisweilen die Einladungsſchreiben der vornehmen Häuſer verirren.

Dennoch ſchlug die Marquiſe von Neuem und mit geſteigerter Unbehaglichkeit ihre Augen nieder.

Der kleine Mann gewann phantaſtiſche Verhältniſſe in ihren Augen.

„Obwohl ich in einer Stadt der Provinz geboren bin,“ verſetzte Herr Prirat, indem er ſeinen Brief ſorgfältig wieder zuſammen legte, „ſo bin ich doch mit den Gewohnheiten der großen Welt nicht unbekannt. — Ich weiß, welche Pflichten einer Hausfrau an einem ſolchen Tage, wie der heutige iſt, obliegen, und möchte Ihnen daher durchaus Ihre Augenblicke nicht rauben, Frau Marquiſe. — Glauben Sie mir, es würde das Kürzeſte ſein, wenn Sie offen auf meine Fragen antworteten.“

„Wenn ich nun auf Ihre Fragen nicht antworten wollte, mein Herr?“

„Sie bemerkten kaum erſt, daß ich mich ſehr ſtark fühlen müſſe,“ entgegnete Herr Prirat. „Aber ich bin nicht nur gegen Sie ſehr ſtark, wobei ich übrigens bemerke, daß ich Ihnen eigentlich weder wohl noch übel will, — ſondern ich bin überhaupt ſehr ſtark, — und da ich ein unmittelbares Intereſſe dabei habe, mich zu belehren, ſo werde ich mich meiner Stärke bedienen, um jede nöthige Auskunft über Sie zu erlangen.“

Er räuſperte ſich und fuhr dann fort:

„So ſagen Sie mir: iſt es Stephan? iſt es Tanneguy?“

Da Marianne von Treguern nicht antwortete, ſo zeigte er mit dem Finger nach dem Briefe der Wittib le Bree, welcher offen auf dem Tiſche liegen geblieben war.

„Ich kenne dieſe Handſchrift,“ ſagte er.

Die Marquiſe erbebte und machte eine unüberlegte Bewegung, als hätte ſie den Brief ſeinen Blicken entziehen wollen.

„Ich weiß, was in dem Briefe ſteht," ſagte der kleine Mann ruhig.

In dieſem Augenblicke ſchilderte ſich der Ausdruck wahrhaften Schreckens in den Augen der Marquiſe.

Herr Prirat beugte ſich, um den Mops zu ſtreicheln, der ſein Fell ſchüttelte und ihm die doppelte Reihe ſeiner kleinen weißen Zähne zeigte, die gleichſam in roſenrothe Seide eingefaßt ſchienen.

„Erholen Sie ſich, meine liebe Dame," ſagte er, „erholen Sie ſich. — Die Zeit vergeht; wenn wir nur wenig mit einander ſprechen können, ſo iſt das um ſo mehr Grund, vernünftig zu ſprechen. — Zwanzig Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit ich zum erſten Male meinen Fuß in dieſes Labyrinth ſetzte; ſeit zwanzig Jahren irre ich in demſelben umher, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen. — Ich ſuche den Faden der Ariadne: es war mein Beruf, mein ganzes Leben einer Angelegenheit von ſolcher Wichtigkeit zu widmen. — Ich bitte Sie, nicht zu vergeſſen, daß der erſte Schritt, welchen ich auf dem Wege that, den ich jetzt wandle, meine Vertheidigung des Sergenten Roland Montfort war, der unter der Anklage des Mordes vor den Geſchwornen in Vannes ſtand. — Ich weiß demnach **a priori** Alles, was Roland Montfort ſelbſt weiß. — Nun iſt es die Meinung des Roland Montfort, daß ein Betrug bei der Taufe vorging, und daß jedes der beiden Kinder den Namen erhielt, welcher ihm nicht zukam."

„Die Hebamme Fanchette iſt todt," ſagte halblaut Mari-

anne von Treguern, die nicht mehr gegen den furchtbaren kleinen Mann zu kämpfen wagte.

„Hat die Hebamme Fanchette vor ihrem Tode nichts verrathen?“

„Nichts.“

„War die Hebamme Fanchette die Einzige, welche das Geheimniß kannte?“

„Die Einzige.“

„So kannten Sie es alſo ſelbſt nicht?“

„Ich zweifle.“

Herr Prirat verzog ſeinen Mund in einer Weiſe, der man unmöglich eine ſchmeichelhafte Deutung geben konnte.

„Daß Dich!“ brummte er; „Sie zweifeln alſo nun ſeit zwanzig Jahren, Frau Marquiſe! — Das iſt ein unverſchämter Skeptizismus! — Wenn man älter wird, ſo lernt man doch mit jedem Tage etwas Neues: ich kannte bisher dieſe Art der mütterlichen Liebe noch nicht!“

Die Marquiſe erbleichte und biß auf ihre Lippen.

„Gehen wir darüber hinweg,“ ſagte Herr Prirat ſchnell. „Jener famoſe Seminariſt hieß Gabriel, nicht wahr?“

Marianne von Treguern nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und Herr von Feuillans heißt ebenfalls Gabriel,“ fuhr der kleine Mann fort. „Wäre es nicht möglich, daß Herr von Feuillans das Geheimniß der Hebamme kennte!“

„Er kennt es nicht,“ antwortete die Marquiſe.

Herr Prirat blickte ſie feſt an.

„Kennen Sie denn ſein Geheimniß, meine Dame?“ fragte er dann langſam und nachdrucksvoll. „Wiſſen Sie, warum er am 16. Auguſt des Jahres 1800 hunderttauſend Franken

nach London ſandte? und warum er ſeit jener Zeit alle Jahre und ſtets an demſelben Tage einem unbekannten Gläubiger die ungeheuere Summe von viertauſend Pfund Sterling zahlt?"

„Nein," entgegnete Marianne von Treguern, indem ſie ſich mit ihrem mit Stickereien überladenen Taſchentuche Kühlung zufächelte, „ich weiß von alle dem nichts."

„Ich habe alſo meine Zeit beſſer benutzt," murmelte Herr Prirat in einem Tone, als wenn er mit ſich ſelbſt ſpräche, „ich weiß ſehr viel! — Aber das Labyrinth iſt ſo weit! ich bin noch nicht an das Ende deſſelben gelangt! Von 1800 bis 1804 findet ſich für mich eine Lücke, und dennoch wurden die jährlichen Beiträge regelmäßig abgeliefert. — Im Jahre 1804 kam die Geſchichte mit Jerome Clement vor —"

Er unterbrach ſich, um die Marquiſe zu beobachten.

„Sie verſtehen mich doch, meine Dame," fuhr er dann fort: „Jerome Clement."

„Jerome Clement!" wiederholte Marianne von Treguern.

„Der reiche Arzt in Laval," ſetzte Herr Prirat hinzu.

„Es iſt das erſte Mal, daß ich ſeinen Namen nennen höre," verſicherte die Marquiſe mit der größten Ruhe.

Der kleine Mann hatte ſich an die Lehne ſeines Armſtuhls zurückgeworfen und betrachtete die Marquiſe mit großer Aufmerkſamkeit.

Tiefe Ueberraſchung ſprach ſich in ſeinen Blicken aus.

„Iſt das Erſchlaffung des Gewiſſens?" dachte er. „Iſt es wirkliche Unwiſſenheit? — In der That, dieſer Mops iſt ein zänkiſches, ſelbſtſüchtiges, unerträgliches Thier; aber er iſt nicht

beißig. — Die gute Frau hat ihre Augen so gern geschlossen, daß sie vielleicht nichts gesehen hat. — Es ist das unwahrscheinlich, aber es ist möglich."

„Von 1804 bis 1808," fuhr er dann mit lauter Stimme fort, „findet sich abermals eine Lücke. In das letztgenannte Jahr fällt die Geschichte mit Johann Maria Worms, dem reichen Juwelier in Cöln. — Ich denke, daß Ihnen diese Sache nicht ganz unbekannt sein wird."

„Ich weiß gar nichts von derselben," antwortete die Marquise, „und ich begreife überhaupt nichts von Ihren Fragen, die mir immer wunderlicher zu werden scheinen."

„Selbst dann, wenn Sie in solcher Weise mit mir sprechen, meine liebe Dame," sagte Herr Prirat, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, „lehren Sie mir wieder etwas Neues. — Ich bitte Sie, sich überzeugt zu halten, daß ich die vortrefflichsten Gründe habe, um Sie diesem mir selbst unangenehmen Verhör zu unterwerfen. — Diese beiden Sachen sind übrigens nur Zwischenacte, aber sehr tragische Zwischenacte. — Ich bin in Laval gewesen, und bin in Cöln gewesen; wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so muß ich bekennen, daß ich gar nicht hoffte, noch etwas Neues in dieser Beziehung von Ihnen zu erfahren. — Wir wollen demnach annehmen, daß Herr von Feuillans Ihnen den zu dramatischen Theil seiner Bekenntnisse erspart, und Sie nur bei den kleinen Intriguen, welche die leichte Seite seiner Aufgabe ausmachen, zur Mitwissenschaft zieht."

Marianne von Treguern öffnete die Augen weit, und der kleine Mann konnte erkennen, daß er in einer für sie unverständlichen Weise gesprochen habe.

Digitized by Google

„Und dennoch," fuhr er fort, indem er unwillkürlich die Brauen zuſammenzog, „wiſſen Sie, daß Herr von Feuillans den Plan der alten Herrſchaft Treguern hat aufnehmen laſſen: das ganze Land zwiſchen der Vilaine und dem Duſt? — Sie wiſſen, daß Herr von Treguern an der Stelle des alten Schloſſes Treguern jenen ſtolzen Palaſt hat aufbauen laſſen, welchen man das Schloß Ohneland nennt. — Sie wiſſen, daß Herr von Feuillans um das Recht anhält. den Namen und das Wappen von Treguern zu führen."

Die Marquiſe entgegnete:

„Herr von Feuillans hielt um das Recht an, als er im Begriff ſtand, meine jüngere Schweſter Laurence zu heirathen. — Ich unterſtützte ſeine Schritte, weil kein männlicher Repräſentant des Namens Treguern vorhanden war."

„War das in jener Zeit Ihre aufrichtige Meinung?"

„Ja, mein Herr."

„Und jetzt?"

„Meine Anſicht hat ſich nicht geändert."

„Und jene Schritte werden noch fortgeſetzt," fuhr der kleine Mann mit einem bittern Lächeln fort, „weil Herr von Feuillans Ihre Nichte Olympia heirathen will. — Glauben Sie mir, meine Dame, wenn es dem lieben Gott gefallen hätte, einem gewiſſen armen Teufel von meiner Bekanntſchaft nur einen Arm zu laſſen, ſo würde die Sache ſchon längſt beendet ſein."

Die Pendule verkündete die neunte Stunde.

Der kleine Mann erhob ſich und ſchritt in dem Zimmer auf und ab, indem er einen Augenblick vor den vier Portraits ſtehen blieb und jedes einzeln betrachtete.

Digitized by Google

„Was für ein Unterſchied," dachte Herr Prirat, „findet zwiſchen einer Frau ſtatt, welche Alles weiß, und einer ſolchen, welche nicht wiſſen will?"

Dann fuhr er laut fort:

„In welche Zeit ſetzen Sie den Tod Ihrer Schwiegerin Genovefa?"

Die Marquiſe antwortete:

„Sie verließ das Schloß an dem Tage der Taufe; ſeitdem habe ich ſie nicht wieder geſehen"

„Meinen Sie: nicht lebendig, oder überhaupt nicht?"

Die Marquiſe wurde von einem Schauder überlaufen und ſchlug die Augen nieder.

Herr Prirat hatte am längſten vor dem Bilde des Fräulein Laurence geſtanden, deren Engelsblick auf ihm zu weilen ſchien.

Dann wandten ſich ſeine nachdenkend und faſt wehmüthig gewordenen Blicke von Laurence's Bilde ab und zu der Leinwand, aus welcher das ſtolze Antlitz des Gabriel von Feuillans hervortrat, als ob es lebte.

Er ſchüttelte langſam den Kopf, machte Kehrt und ſtellte ſich dann hinter den Rücken ſeiner Bergère.

Von dieſem Augenblicke an verſuchte die Marquiſe vergebens, ihre Verlegenheit zu bemeiſtern.

Von Herzen gern würde ſie Jedem, der dieſes peinliche Selbander durch ſeine Dazwiſchenkunft abgebrochen hätte, eine oder zwei Rollen mit Goldſtücken gegeben haben.

Allein obſchon dieſer Herr Prirat ganz friſch aus der guten Stadt Redon angelangt war, ſo hatte er dennoch ſeine Zeit mit ganz beſonderm Takt gewählt, und als hätte er die

vertrauteſte Bekanntſchaft mit den Gebräuchen der pariſer Welt gehabt.

Der Augenblick, welcher der Oeffnung eines Salons vorangeht, wird durch die vollkommenſte und abſoluteſte Einſamkeit bezeichnet.

Während dieſer feierlichen Viertelſtunde bleiben auch die unerbittlichſten Beſucher fern, und abgeſehen von jenen Fällen der Hausrechtsverletzung, deren ſich nur die Vettern aus der Provinz ſchuldig machen, iſt die Frau vom Hauſe während der ihrer Toilette geweihten Stunde gegen jede Beläſtigung geſichert.

Die Wittwenallee war noch öde und einſam, und die Kutſche, welche zuerſt vor dem Gatter des Hotel Caſtellat vorfahren ſollte, war vielleicht noch nicht angeſpannt.

Der junge Mann nahm jenen normanniſchen Accent an, der halb ſpöttiſch, halb ſchmeichelnd und den Söhnen der Gerichtsboten im Lande Bretagne nicht fremd iſt.

„Und die Geſpenſter, meine liebe Dame?“ fragte er mit einem Male.

Marianne von Treguern fuhr von ihrem Armſtuhle empor.

Der kleine Mann fuhr mit einem zufriedenen Lächeln fort:

„Es ſcheint, daß Sie von den ſpitzbübiſchen Geſpenſtern auf eine ganz beſondere Weiſe gepeinigt werden!“

Die Marquiſe biß in die Stickerei ihres Taſchentuches.

„Mein Herr,“ ſtammelte ſie, „es gibt Dinge, von denen man nicht leichtſinnig ſprechen darf.“

„Es iſt feſtſtehender Grundſatz bei mir, meine Dame,“ ant-

wortete Herr Prirat, indem er die Haltung eines Redners annahm und ſich mit ſeinem Ellbogen auf den Rücken ſeines Stuhles, wie auf eine Tribune lehnte, „von allen Dingen in geziemender und ſchicklicher Weiſe zu ſprechen. — Glauben Sie nicht, daß ich zu jenen zweifelſüchtigen oder prahleriſchen Menſchen gehöre, welche ſich das Anſehen geben, als ſcherzten oder ſpotteten ſie über die Dinge einer andern Welt. — Die Geiſtergeſchichten ſind in Ihrem Kreiſe an der Tages-Ordnung, und ich ſehe dabei gar nichts Böſes. — Sie ſprechen von den drei Raben und von der Schweſter der Geiſter, und das iſt ſehr ſchön, — aber haben Sie je Ihren edlen, nach dem Wunderbaren und Unbekannten heißhungrigen Gäſte mit kaltem Schauder übergoſſen, indem Sie ihnen den Beſuch erzählten, welchen Ihr Bruder Filhol nach ſeinem Tode Ihnen abſtattete?“

Marianne ſtützte ihre glühende Stirn auf ihre Hände.

„Sie antworten nicht, Frau Marquiſe?“ fuhr Herr Prirat fort. „Und dennoch haben Sie Ihren Bruder Filhol wieder geſehen, nicht wahr? — Sie haben ihn mehr als ein Mal wiedergeſehen?“

„Ja,“ ſtammelte Marianne, „es iſt wahr, — ich habe ihn wiedergeſehen.“

„In der Bretagne?“

„In der Bretagne“

„Und in Paris?“

Marianne erbebte am ganzen Körper und ſchwieg, als hätte ſie befürchtet, daß durch ihre Worte die Geſpenſter herbei gerufen werden könnten, welche vielleicht unter den hohen

Bäumen des Gartens oder in den dunkeln Corridoren umher wandelten.

„Und der ſelige Herr Marquis von Caſtellat, Ihr Gemahl," fragte abermals Herr Prirat, „haben Sie ihn wieder geſehen?"

Marianne ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Und Fräulein Laurence, Ihre jüngere Schweſter?"

„Auch nicht," ſagte die Marquiſe ganz leiſe.

„Dadurch könnte man zu der Anſicht gelangen, daß es Todte gibt, welche wiederkehren, und Todte, welche nicht wiederkehren," antwortete der kleine Mann, der ſeiner Betheuerung ungeachtet dieſen Gegenſtand auf eine ziemlich leichtfüßige Art zu behandeln ſchien.

Er richtete einen feſten Blick auf die Marquiſe.

Dann zeigte er mit ſeinem Finger nach Laurence's Bilde und fuhr in einem feſten und ſchneidenden Tone fort:

„Nun, meine Dame, wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ich heute Abend dieſem ſchönen jungen Mädchen begegnet ſei, während ich durch Ihren Garten ging?"

„Meiner Schweſter!" ſchrie die Marquiſe auf; „heute Abend!"

Herr Prirat fuhr mit der Hand über ſeine Stirn.

Man hätte meinen ſollen, daß ſeine eignen Worte endlich einen Eindruck auf ſeinen Geiſt hervorgebracht hätten.

Mit einer etwas unſichern Stimme fuhr er fort:

„Es iſt das nicht das erſte Mal, daß ich Familien-Gemälde aus ihren Rahmen hervortreten und auf dieſer Erde umher wandeln ſah. Ich bedauere nur, Frau Marquiſe, daß Sie weder die Geſchichte des cölner Juweliers Johann Maria

Worms, noch die Geſchichte des Arztes von Laval, Joſeph Clement kennen. — Die Zeit drängt, und es iſt mir nicht möglich, Ihnen dieſe Geſchichten nach deren Einzelheiten zu erzählen. — Indeß kann ich Ihnen ſo viel ſagen, daß Joſeph Clement in einer elenden Hütte des Waldes von Montigné am 15. Auguſt 1804 eines gewaltſamen Todes ſtarb."

„Am 15. Auguſt!" wiederholte die Marquiſe.

„Und daß Johann Maria Worms in ſeinem ſchönen Schloſſe an den Ufern des Rheins in der Nacht vom 15. auf den 16. Auguſt 1810 gemeuchelt wurde."

„Nun, meine liebe Dame!" nahm der kleine Mann in jenem einfachen und beſtimmten Tone, welcher den Glauben erzwingt, wieder das Wort; „ich habe in Laval oft das Bild des bei ſeinen Lebzeiten ſo reichen Joſeph Clement in dem Zimmer ſeiner Wittwe geſehen, welche ſich ihrer Armuth ungeachtet nicht dazu hat verſtehen können, es zu verkaufen. — Ich habe ferner in der Nähe von Cöln, in jenem ſchönen Schloſſe, deſſen Thürme ſich in den Fluthen des Rheins ſpiegeln, das Bild des Johann Maria Worms geſehen. Wenn man das Bild eines ermordeten Menſchen betrachtet, während einem dazu die Geſchichte ſeiner Ermordung erzählt wird, ſo kann man hundert Jahre leben, und man vergißt die Züge des Ermordeten nicht wieder."

Hier unterbrach ſich Herr Prirat und fragte ſich, wie in einer Parentheſe:

„Meine Dame, beſitzen Sie ein Bild von Ihrem Bruder Filhol?"

Die Marquiſe antwortete:

„Mein Herr, als er ſtarb, waren wir noch ſehr arm, und

außerdem wohnten wir in einem kleinen Dorfe der Bretagne, in welchem es keine Maler gibt."

Herr Prirat verneigte ſich und fuhr fort:

„Das iſt außerordentlich einleuchtend. — Ich richtete jene Frage nur in Folge jener geiſtigen Arbeit an Sie, Frau Marquiſe, welche man Ideen-Aſſociation nennt. Es fiel mir nämlich zufällig ein, daß Filhol von Treguern ebenfalls an einem 15. Auguſt ſtarb."

„Wir verloren unſern Bruder," antwortete die Marquiſe in einem aufrichtigen Tone, „im Monat Juli, am hellen Tage — und er ſtarb in ſeinem Bette."

„Das erſte Mal!" verſetzte der kleine Mann.

Marianne glaubte, daß er fortfahren würde, allein er unterbrach ſich plötzlich.

Dann fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort:

„Einſt war ich des Nachts auf dem Friedhofe des Dorfes Orlan. Da ſah ich beim Mondenſcheine Arm in Arm das Bild des Joſeph Clement und das Bild des Johann Maria Worms an mir vorüber wandeln. — Allein es war noch eine dritte Geſtalt bei ihnen, allem Anſcheine nach ebenfalls ein Geſpenſt, wenn nicht die beiden Erſtern Lebende waren. Und eben deßwegen, Frau Marquiſe, nahm ich mir die Freiheit, Sie zu fragen, ob Sie nicht vielleicht ein Bild von Ihrem Bruder Filhol beſäßen."

Marianne von Treguern ſchien allen Ernſtes einer Ohnmacht nahe.

Herr Prirat wuchs noch durch die geiſtige Vernichtung der Marquiſe.

Er fuhr fort:

„Jene Drei ſind es, von denen man bisweilen in Ihren Salons ſpricht — die drei Raben des Dorfes Orlan. — Allein wer von uns Beiden, Frau Marquiſe, wird den wahren Namen derjenigen ausſprechen, welche man die Schweſter der Geiſter nennt?“

11. Olympia von Treguern.

Nie war in den Salons und den Gärten des Hotel Caſtellat eine glänzendere Geſellſchaft verſammelt geweſen.

Unter den Blumen- und Licht-Guirlanden drängte ſich eine ſtrahlende Menge zum Genuß der Freude.

Es war das eine von jenen ſchönen Verſammlungen, welche nur Paris zuſammen zu bringen und in ein Fieber der Luſt zu verſetzen verſteht.

Ein ganzer Schwarm anbetungswürdiger Damen war verſammelt, und irgend ein günſtiger Wind ſteigerte noch den Grundton der allgemeinen Heiterkeit.

Der Geiſt ſprühte ſeine Witzfunken bereits in tauſend Plaudereien, die unter der Fügung des Zufalls angeknüpft waren; das Orcheſter des Meiſter Tolbecque verſuchte ſeine lebendigen und anmuthigen Präludien.

Man fühlte ſchon einen gewiſſen Taumel, welcher dem Rauſche des Frohſinns vorangeht, während man die balſamiſchen Lüfte des Gartens einathmete.

Ueberall waren es nur friſche Lippen, die ſich zum Lächeln

öffneten, überall funkelten die Diamanten, funkelten die Blicke.

Man muß gestehen, daß die Bälle der Frau Marquise ihren Ruf noch bedeutend übertrafen.

Das Hotel Castellat, welches in jenen Zeiten gebaut war, da die Bälle die Hauptsache des Lebens bildeten, war in den Händen der Dame Marianne von Treguern gleichsam das, was ein Stradivarius in den Händen eines Virtuosen ist: sie wußte dasselbe zu Knallwirkungen zu benutzen.

Das war ihr Geschmack und ihre Leidenschaft.

Da die Marquise übermäßig eitel war, weder zu arbeiten, noch zu denken, noch zu sprechen verstand, wenn wir nämlich das Wort Sprechen in der ganzen Schönheit seiner Bedeutung nehmen, so verwandte sie ihren ganzen Verstand auf die alltäglichen Arbeiten einer Hausfrau, und erkaufte um rasende Summen das Privilegium, wohl gefüllte Salons zu haben.

Wenn wir die Marquise in Lebensgröße schildern müßten, so würden wir dadurch in große Verlegenheit gerathen, denn dergleichen Physiognomieen lassen sich von dem Bleistift nicht festhalten.

Man verwendet sie weder in den Romanen, noch auch in Dramen.

Was soll man auch beginnen mit diesem unbestimmten Etwas, das weder Tugend, noch Laster, weder Bosheit noch Gutmüthigkeit ist?

Was soll man beginnen mit einer Frau in mittlern Jahren, die nicht häßlich, aber auch nicht mehr schön ist, die keine Schattenseiten zeigt, weil sie keine Lichtseiten besitzt, die weder

Digitized by Google

zu weinen, noch zu lächeln versteht, weder zu trösten, noch zu verwunden?

Dieser Zustand der Halbheit, dieses Element der Mittelmäßigkeit waren in so unseliger Weise mit dem ganzen Dasein der Marquise verknüpft, daß man ungeachtet der unermüdlichen Anstrengungen ihres Luxus nicht hätte von ihr sagen können, sie sei eine Dame von großem Ton gewesen.

Sie gewährte nur einen Anklang an eine solche Dame.

Sie war reich, sie war vornehm durch ihren Gemahl, noch vornehmer durch ihre Abkunft; aber der Flecken des Provinzialismus haftete an ihr, und die Puritaner der Eleganz behandelten sie ein wenig besser, wie sie eine Bürgerfrau behandelt haben würden.

Da ging sie nun an diesem Abende hin und wieder, widmete sich Allen, fühlte einen bescheidenen Stolz über ihr Werk und verrieth keine sichtbare Spur von jener Trauer, welche sie wenige Augenblicke früher während ihrer Zwiesprache mit Herrn Prirat gefühlt hatte.

Herr Prirat hatte sie erst auf der Schwelle zu den Salons verlassen, und jetzt erging er sich in dem Ballsaale, indem er seine Nase hochhielt und seine Hände auf den Rücken legte, dabei billigende, aber keineswegs enthusiastische Blicke auf die entfaltete Festpracht warf.

Der Löwe dieser prunkvollen Vereinigungen, Herr Gabriel von Feuillans, war eingetreten

Als er sich zu der Marquise begeben, um ihr die Hand zu küssen, hatte sie leise gesagt:

„Nehmen Sie sich in Acht!"

„Eine mit Gewalt zurückgehaltene und nur mit großer

Mühe verhehlte Aufregung verrieth ſich unter der ſtolzen Würde hervor, welche die gewöhnliche Maske des Herrn von Feuillans bildete.

„Marianne,“ ſagte er leiſe, indem er ſich auf ihre Hand neigte, „kennen Sie die Namen aller Derer, welche heute Abend in Ihr Haus Eintritt haben?“

Die Marquiſe öffnete den Mund, um zu antworten, begegnete aber dem ſtechenden Blick des Herrn Prirat, der ſich über die Brillengläſer hinweg auf ihn richtete.

„Man beobachtet uns,“ ſagte ſie, indem ſie ein heiteres Lächeln auf ihre Lippen rief; „ich kann nichts thun, als daß ich nochmals wiederhole: nehmen Sie ſich in Acht!“

Herr Prirat ſeinerſeits dachte, indem er das Lächeln der Marquiſe analyſirte:

„Iſt das eine gutmütige dicke Frau, welche durch und durch aus Egoismus und Bedeutungsloſigkeit beſteht, oder die vollkommenſte Komödiantin von der Welt?“

Es entſtand eine Bewegung unter den Gäſten.

Die Gruppen regten ſich und die Menge näherte ſich jener Gegend der Lindenallee, wo ſich kaum noch Joſille und die kleine Bevette gequält hatten, die Lampen in Brand zu ſtecken.

Die Marquiſe drückte den Arm des Herrn von Feuillans, und dieſer verneigte ſich, um zu gehen.

In der Linden-Allee nahete mit langſamen Schritten ein ſeltſames Paar.

Der Eine dieſes Paares war ein Greis von hoher Geſtalt, mit finſtern und wehmüthigen Zügen, der eine wunderliche Tracht

trug, die man gern für eine Carnavals-Verkleidung gehalten haben würde.

Der Haupttheil dieſer Tracht beſtand in einem Mantel von ſchwarzem Tuche, welcher bis zu den Füßen hinabreichte, und auf welchem die Attribute der Leiden unſers Heilands in Gold geſtickt waren.

Ein großes Maltheſer-Kreuz hing um ſeinen Hals.

Auf ſeinen Arm ſtützte ſich ein junges Mädchen, deren Ball-Anzug beſonders durch ſeine einfache Eleganz bemerklich wurde.

Wo die Beiden vorüber gingen, da flüſterte man ſich die Namen des Commenthur Malo und des Fräulein Olympia von Treguern zu

Jeder wollte die Letztere ſehen, und wo man ſie ſah, da dauerte die Neugierde noch länger an, als die Bewunderung.

So wunderſame Gerüchte waren im Umlauf über dieſes ſchöne junge Mädchen, welches die Braut des Herrn von Feuillans war und deſſen Leben von einem ſo geheimnißvollen Schleier umgeben wurde!

Eben erſt hatte man noch von ihr geſprochen.

Olympia von Treguern hatte zu viele Bewunderer, als daß ſie nicht auch Feinde hätte haben ſollen.

Man verſuchte ihre Abweſenheit zu erklären, man fragte ſich, warum ſie nicht bei der Marquiſe ſei, welche doch Mutterſtelle bei ihm vertrat.

Es gab Perſonen, welche behaupteten, daß eine große Kälte zwiſchen der Marquiſe und ihrer Nichte herrſche.

Olympia war die einzige Erbin des ſeligen Herrn von

Caſtellat, welcher teſtamentlich über ſein Vermögen zu ihren Gunſten verfügt hatte.

Allein das war nicht der casus belli, denn Tante und Nichte hatten nie von Geld- oder Vermögens-Angelegenheiten mit einander geſprochen.

Andrerſeits hatte ſich auch Olympia gewiß nicht über zu große Strenge von Seiten der Marquiſe zu beklagen, denn man ließ ſie als unbeſchränkte Herrin aller ihrer Handlungen, und gewiſſen Gerüchten zufolge benutzte Olympia dieſe Freiheit im vollkommenſten Maße.

Die Gerüchte, welche die Welt durchfliegen, haben unentdeckbare Quellen, wie der Nil.

Die Welt klagte jedoch Olympia nicht in beſtimmten Ausdrücken an.

Dem engelgleichen Stolz des Kindes gegenüber befürchtete ſogar die Welt, daß ſie nicht ſtark genug ſein möge.

Aber die Welt flüſterte ganz leiſe mit ihren tauſend einſchmeichelnden Stimmen, daß in Olympia's Leben ein Geheimniß liege.

Nur der Chevalier von Noiſy, der ehemalige ehrfurchtsvolle Anbeter des Fräulein Laurence von Treguern, widerſprach mit Feſtigkeit.

Man meinte, daß der Chevalier von Noiſy etwas mehr wiſſen müſſe, als Andere.

Da kamen ſo häufige und unerwartete Abweſenheiten vor, die man Eklipſen hätte nennen mögen, denn es war ein Lieblings-Ausdruck der Dichter während der Reſtauration, Damen, wie Olympia, als Geſtirne zu bezeichnen.

Man hatte dergleichen Eklipſen ſogar während eines Bal-

les eintreten geſehen; es gab deren, welche nur eine Stunde dauerten, aber andere Male kam auch Olympia erſt nach einer Woche wieder zurück, und bei einer neulichen Gelegenheit hatten die Aſtronomen, welche ſich mit der Beobachtung dieſes kleinen Geheimniſſes abgaben, während eines halben Monats vergebens nach ihrem Geſtirne geſchaut

Wohin verſchwand ſie?

Wußte das Gabriel von Feuillans, der doch ihr Verlobter war?

Seit einiger Zeit war Gabriel von Feuillans in politiſchen oder andern Angelegenheiten häufiger in London, als in Paris geweſen.

Wohin verſchwand ſie?

Wenn die Marquiſe von Caſtellat während ſolcher Eklipſen nach ihrer Nichte befragt wurde, ſo antwortete ſie ſtets nur, dieſelbe befinde ſich unwohl.

Aber wenn eine reiche Erbinn unwohl iſt, ſo fehlt es auch nie an Aerzten, und die Aerzte ſind noch von Niemand des Stummſeins angeklagt.

Wenn man mit dem Arzte der Marquiſe über Olympia ſprach, ſo drehte er ſeine Daumen um einander und gab durch eine Bewegung des Kopfes zu verſtehen, daß er nichts wiſſe.

Als er eines Tages recht eifrig bedrängt wurde, verſicherte er auf ſein Ehrenwort, daß er noch nicht ein einziges Mal um des Fräulein von Treguern willen in das Hotel der Marquiſe gerufen ſei.

Er hatte ſtets nur mit den Nerven der Frau von Caſtellat zu thun.

Digitized by Google

Und das mußte wohl wahr sein; der Doctor war unfähig, durch Subtraction zu lügen.

Es gibt so unglückliche und so schreckliche Krankheiten, daß man sie gleich einer Schande geheim hält; der Kranke verbirgt sich, um insgeheim zu dulden; er verhindert das Sonnenlicht, in sein Kämmerchen einzudringen, als wollte er nicht, daß die Sonne die Grausen seiner Zuckungen sehe; er verschließt dem Geräusch jeden Weg, als befürchte er, daß eine halb geöffnete Thür das Geheimniß seines Wimmerns oder seines Röchelns verrathen könne.

Allein auf Olympia's Wangen blüheten so frische Rosen, ihr Körper trug den Ausdruck einer so elastischen Kraft, ihr Gang war so leicht, ihr Lächeln deutete auf so viel Jugendfrische und Lebensmuth!

Wie hätte man bei ihr eine geheim gehaltene Krankheit annehmen können!

Und dennoch sprach man davon, daß an gewissen Tagen die Rosen ihres blühenden Gesichts von einer tiefen Bläße verdrängt würden, das schöne Lächeln einer tiefen Wehmuth weiche!

Nun, was war es denn mit ihr?

Wohin verschwand sie, wenn sie verschwand?

Es gab manche Leute, die, wie zum Beispiel Herr von Noisy, Alles auf natürliche Weise erklären wollten und sagten:

„Sie ist ein junges Mädchen, das sich einschließt, um sich seinen Schärmereien zu überlassen; ein verhätscheltes Kind, das länger andauernde und bestimmter ausgesprochene Launen hat, weil sie frei und ihre eigne Herrin ist."

Digitized by Google

Aber ſolche weiſe Bemerkungen erſticken die Redereien nicht, ſondern machen dieſe nur noch giftiger, regen ſie nur noch mehr an.

Man erkennt ſehr wohl, daß ſie eine Sache verfechten, in welcher das Urtheil ſchon von vorn herein ausgeſprochen iſt.

Man ſucht Beweisgründe für den Streit, und die Thatſachen ſprühen hervor, gleich den Funken, wenn ſich Stahl und Stein berühren.

Die Launen haben ihre Gränzen, und die Schwärmerei darf nicht bis zum Somnambulismus gehen.

So erklärt doch ihr, die ihr Alles erklären wollt, warum man an einem gewiſſen Abende, an welchem Fräulein von Treguern unpäßlich war, ein junges Mädchen, das in jeder Hinſicht dem Fräulein von Treguern ähnlich war, das entweder ihr Schatten oder ſie ſelbſt war, durch die Thür des kleinen Hauſes hatte gehen geſehen, welches hinter dem Garten des Hotel Caſtellat ſtand.

Des kleinen Hauſes, welches an jenem dreiſeitigen Platze ſtand, auf welchem der nächtliche Lauf des Bretonen Tanneguy endete, als er neben der Leiche ſeines Freundes und Bruders Stephan Gontier ohnmächtig niederſank.

Hatte Olympia von Treguern in dem Hauſe, in welchem der ſchöne Stephan wohnte, einen Arzt geſucht?

Es gibt Aehnlichkeiten.

Man konnte ſich getäuſcht haben.

Nur hatten ſich dieſe Täuſchungen zu oft erneuert, und man erzählte ſich unter Andern von einem Edelmann, welcher

funfzig bis sechszig Stunden von Paris auf der Straße nach der Bretagne einer zerbrochenen Postkutsche begegnet war.

Das war gerade während jener längsten Unpäßlichkeit, während jener andauerndsten Eklipse gewesen, welche Olympia's Bewunderern den Anblick ihres Gestirns mindestens vierzehn Tage entzogen hatte.

Der Edelmann war hinzu getreten, um seine Dienste anzubieten.

Eine junge Dame war in dem Schlage der zerbrochenen Kutsche erschienen, hatte aber bei dem Anblick des Herrn schneller, als ein Blitz, ihren Schleier vor das Gesicht geworfen.

Allein es gibt keine Bewegung, welche schneller wäre, als der Blick, und jener Herr versicherte, daß er in jener auf der Landstraße mitten in einer Heide der Normandie zerbrochenen Postkutsche Fräulein Olympia von Treguern erkannt habe.

Noisy le Sec hatte diesem Herrn mit einem Degenhiebe gedient.

Ein Degenhieb beweist jedoch gar nichts.

Dennoch überzeugte man sich gern zuvor, ob nicht Herr von Noisy der Trockne in der Nähe sei, ehe man das Kapitel Olympia begann.

Diese Olympia hatte ein anbetungswürdiges, braun gelocktes Köpfchen, feine, zarte und dennoch entschiedene Züge, welche nachdenkend erschienen, weil ihr Augenstern eine dunkle Azurfarbe hatte, zugleich aber auch lächelnd waren und anmuthig.

Digitized by Google

Sie ſchien mit kindlichem Stolz ihre poetiſche Krone der Schönheit zu tragen.

Sie mochte wenig über zwanzig Jahre alt ſein; alle Freuden, alle Hoffnungen der Jugend ſtrahlten von ihrer Stirn.

In ihrem klaren Auge errieth man einen Schatz der Liebe und Kraft.

Paris, dieſe gewaltige Sammlung ſchöner Perlen, dieſer mit den köſtlichſten lebenden Blumen geſchmückte Garten, — Paris beſaß keine vollkommenere Perle, keine herrlicher aufgeblühte Blume.

Die Dichter ſagten, daß dieſe Olympia, deren üppige ſchwarze Haare über ihre blendenden Schläfe hinabfielen, um ihre Wellen bis auf die harmonievollſten Schultern, welche je der Meißel eines Künſtlers darzuſtellen vermochte, hinabwallen zu laſſen, deren blaue Augen ihre milden Strahlen zwiſchen den langen gebogenen Wimpern und unter den ſtolzen, ſchwarzen Bogen ihrer Brauen hervorſandten, deren ernſter Mund, wenn er die Korallen ſeiner Lippen öffnete, die bezauberndſten Worte zu ſprechen wußte, deren Wuchs ohne Gleichen die Küſſe jenes verliebten Windes, welcher die Sylphiden ſchaukelt, in Verſuchung geführt haben würde, — die Dichter ſagten alſo, daß Olympia, die Schönſte unter den Schönen, die Edle, die Stolze, die Herrliche, ein himmliſcher Traum ſei oder ein Lächeln der Engel Gottes.

Wahrlich, wenn das Leuchten dieſer höchſten Schönheit bisweilen plötzlich erlöſchen konnte, wenn dieſe Stirn ſich erbleichend neigte, wenn dieſer Mund vergebens das verlorne Lächeln

ſuchte, dann mußte man deßhalb das unerklärliche und traurige Geſchick anklagen, welches auf dem Namen Treguern laſtete.

Der Commenthur Malo überlieferte Olympia den Händen der Marquiſe, während Herr Prirat ſich ſchnell dem Herrn von Feuillans näherte und zu demſelben ſagte:

„Was das betrifft, nein, mein Herr! — Marianne von Treguern kennt nicht die Namen aller ihrer Gäſte!"

Wir begeben uns unter eine hundertjährige Weißbuche, deren wunderlich verdrehete Aeſte ihr dichtes Laub über den Köpfen der Sprechenden wiegten.

Die Marquiſe hatte bereits ſeit Jahren dieſes Plätzchen gewählt, um daſelbſt ihren Hof zu halten.

Man ſah durch das Grün die blendende Erleuchtung des Tanzſaales, und die Accorde des Orcheſters tönten ſanfter und anmuthiger aus der Ferne herüber.

Es fiel kein anderes Licht hierher, als dasjenige der Lampen, welche hinter der Buchenhecke hingen.

Allein dieſes Licht beleuchtete noch hinreichend die Seite der Laube, wo die Marquiſe umgeben von ihrem vertrauteſten Kreiſe ſaß.

Die entgegengeſetzte Seite, welche einen Ausgang nach den Buſchpartieen in der Nähe des Pavillons Ludwigs XV. hatte, blieb im Dunkel.

Der Commenthur hatte in der That mit eigener Hand die Lampen gelöſcht, welche ſeine geheimnißvolle Behauſung umgaben.

Er ſtand da und lehnte ſich gegen einen Baum.

„Und Sie, Feuillans," fragte man, denn die Unterhaltung drehte ſich, wie gewöhnlich, um die Dinge einer andern

Welt, „werden Sie uns endlich ſagen, ob Sie an Geſpenſter glauben?“

„Ich habe nie Geſpenſter geſehen,“ antwortete der ſchöne Gabriel.

„Meine Dame,“ ſagte Champeaux, der kleine Mann aus der Provinz, zu ſeiner Nachbarin, „ich hatte eine Tante, welche ſo viele Geiſtergeſchichten zu erzählen wußte, daß man darüber einſchlafen konnte. — Es thut mir ſehr leid, daß ich dieſelben wieder vergeſſen habe. Es würde mir Freude gemacht haben, ſie Ihnen umſtändlich zu erzählen.“

„Ich würde gewettet haben,“ ſagte Baron Brocard dem Herrn von Noiſy in das Ohr, „daß es die Amazone aus der Allee Madrid ſei.“

„Sie würden Ihre Wette verloren haben,“ antwortete der Chevalier trocken.

„Man erzählt ſich bei uns,“ verſetzte Herr Prirat mit verſtellter oder wirklicher Blödigkeit, „— und wenn ich mir die Freiheit nehme, mein Vaterland anzuführen, ſo wage ich das nur, weil ich die Ehre habe, ein Landsmann der Frau Marquiſe zu ſein, — man erzählt ſich alſo bei uns von Geſpenſtern, welche ſich nicht zeigen, ſondern nur ihre Stimmen während der Nacht hören laſſen.“

„Sie ſind alſo aus der Gegend von Orlan?“ fragte man in der Runde.

Herr Prirat verneigte ſich beſcheiden.

Zwanzig Stimmen ſprachen zu gleicher Zeit von den drei Raben.

Und der Kreis drängte ſich enger um den kleinen Mann zuſammen.

Digitized by Google

Gabriel von Feuillans ſtand etwa zehn Schritte von dem Commenthur Malo.

Beiden gegenüber hatte ſich nach Beendigung des letzten Walzers Olympia von Treguern niedergelaſſen.

„Meine Damen," antwortete Herr Prirat mit einfachen Worten, „es iſt das eine Gegend, deren Nächte, wie ich Sie verſichern kann, an ſeltſamen Schrecknissen reich ſind. — Ich weiß nicht, welcher Zufall bis hierher den Ruf jener dreifachen Erſcheinung verbreitet hat, von welcher die guten Bewohner des Dorfes Orlan erſchreckt werden, und obgleich mir, dem armen Landadvocaten, Alles in dieſer glänzenden Welt neu war, ſo hat mich dennoch nichts in derſelben in größeres Staunen verſetzt, als daß ich auch hier von unſern drei Raben und von unſerer Schweſter der Geiſter ſprechen hörte."

Er ſchloß ſeine Augen halb und richtete einen Blick gegen Fräulein von Treguern, die weiß und regungslos, wie ein Marmorbild, da ſaß.

„Ehedem," fuhr er dann fort, indem er ſich unmittelbar an ſie wandte, „war in dem Schloſſe, welches den Namen Ihrer edlen Familie führte, mein Fräulein — Herr von Feuillans," unterbrach er ſich dann, indem er ſich gegen Gabriel verneigte, „wird ohne Zweifel, ſobald er Ihr Gemahl geworden ſein wird, dem Schloſſe, welches er erbauen ließ, den frühern Namen wieder ertheilen. — Eben um die ganz neuen Mauern dieſes Palaſtes irren die drei Raben um die Stunde der Mitternacht. — Der Herr Commenthur Malo weiß, daß eine alte Prophezeiung verkündete, der letzte Graf von Treguern werde drei Mal ſterben. — Die Bewohner der großen Heide meinen nun, daß jene unter dem Namen der drei Raben

bekannte Erſcheinung niemand anders ſei, als der drei Mal geſtorbene Treguern, welcher aus dem Grabe zurückkehrt, um die Stätte zu beſuchen, wo das Schloß ſeiner Väter ſtand."

Herr Prirat hatte ſich während ſeiner Mittheilung abwechſelnd an Herrn von Feuillans, an Olympia und an den Commenthur gewandt.

Allein der Commenthur, Olympia und Herr von Feuillans verharrten in ihrem Schweigen.

Die Marquiſe ſpielte mit ihrem Fächer.

Gegen ihre Gewohnheit ſchwebte ein zweifelſüchtiges Lächeln um ihre Lippen.

Der Baron Brocard zuckte ohne Rückſicht die Achſeln, aber Noiſy lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Was die Schweſter der Geiſter betrifft," nahm Herr Prirat wieder das Wort, „ſo hat man ſie erſt ſeit jener Zeit unter den Weiden in der Nähe des Thränenthurms geſehen, in welcher die jüngere Schweſter des Grafen Filhol dieſes Leben verlaſſen hat."

„Laurence!" ſagte der Chevalier von Noiſy und drückte den Arm des Baron Brocard, ohne es zu wiſſen.

„Dummheiten! — Dummheiten!" brummte dieſer.

Ein convulſiviſches Zittern hatte die Lippen des Herrn von Feuillans bewegt.

Hinter der Buchenhecke gingen Joſille und die kleine Bevette vorüber, um Teller mit Erfriſchungen nach dem Ballſaale zu tragen.

„Ich ſage Dir, daß ich ſie geſehen habe!" ſagte Joſille im Tone der Ungeduld, „wie ich Dich da ſehe, Bevette. — Ich werde doch Augen haben!"

Digitized by Google

„Ich ſage Dir, daß Du nicht geſcheit biſt!“ erwiederte das junge Mädchen.

„Sie ging unten an der Mauer entlang, während ich die Lampen auf der Terraſſe anzündete,“ verſicherte Joſille; „ihre Haare waren in Unordnung und fielen über ihren Mantel hinab.“

„Während Du die Lampen auf der Terraſſe anzündeteſt, war ſie mit ihrer Toilette beſchäftigt!“

„Dann iſt ſie eine Doppelgängerin, oder ich bin bekert.“

„Du biſt ein Dummkopf, das iſt Alles!“ rief das junge Mädchen aus und ſchob ihn vorwärts

Aber Joſille widerſtand; er hatte noch etwas Anderes auf dem Herzen.

„Du,“ bemerkte er und zog die Brauen zuſammen, „Du biſt nicht ein Haar anders, als der Baron Brocard, welcher Dich dort unten in der Allee unter das Kinn faßte: Du glaubſt an Nichts!“

„Ich habe ihn aber auch hübſch abgeführt!“ entgegnete die kleine Vevette.

„War nicht ſo ſchlimm!“

„Ich habe ihn geſchlagen!“

„Ach, verdammt!“ entgegnete Joſille in einem wehmüthigen Tone, „die Schläge hätte ich auch gern hingenommen, Vevette!“

Um ſeinen Willen zu erfüllen, verſetzte ihm Vevette einen derben Fauſtſchlag in den Rücken.

„Und Du,“ ſagte ſie dabei, „Du biſt wie der Chevalier von Noiſy, der die Johanniswürmchen für Laternen anſieht

und alle Morgen mit dem größten Ernſt Alles erzählt, was er während der Nacht geträumt hat."

„Höre, Bevette," unterbrach Joſille die Sprechende und blieb ſtehen, „ich habe nicht geträumt; ich ließ mich ſofort an den Fuß der Mauer hinab, um zu ſehen, wo unſer Fräulein verſchwunden ſei, aber als ich auf dem Wege war, welcher unten längs der Terraſſe hingeht, ſah ich gar nichts. Du kennſt doch aber das Haus mit der grünen Thür und dem kleinen Staket da drüben?"

„Nun?" fragte Bevette, die wider ihren Willen von Neugierde ergriffen wurde.

„Nun! ich hörte, daß man hinter dem Staket ſprach! — Und rathe einmal wer? — Der Stephan Gontier, den wir bei uns zu Hauſe gekannt haben —"

„Nun ja, der wohnt da drüben!" ſagte Bevette.

„Und Herr Gabriel," ſchloß Joſille.

„Ach!" machte das junge Mädchen und trat näher. „Und was ſagten ſie?"

„Herr Gabriel ſagte: „Sie haben Gelder liegen; borgen Sie mir hunderttauſend Franken auf nur drei Tage."

„Iſt es möglich! — Und Stephan antwortete?"

„Er antwortete, daß er nicht wollte. — Und Herr Gabriel ſchwatzte ein Langes und Breites, um ihm begreiflich zu machen, daß er ſo reich ſei wie ein Krösus, und mit ihm theilen würde. — Und der Stephan antwortete immer: „Nein! nein! danke ſchön! habe kein Vertrauen zu Ihnen!"

Sie befanden ſich in dieſem Augenblick gerade auf der Rückſeite der Buchenhecke, welche die Laube bildete, in der die Marquiſe und ihr vertrauter Kreis ſich vereint hatten."

Vevette ſetzte das Taſſenbrett auf die Erde und ergriff Joſille beim Arme.

Mit der andern Hand ſchob ſie einige Zweige zur Seite, ſo daß man einen Blick in die Laube werfen konnte.

„Schau!“ ſagte ſie mit leiſer Stimme: „da iſt Herr Gabriel von Feuillans und dort Fräulein Olympia von Treguern.“

Joſille näherte den Kopf und blickte durch die grüne Wand.

„Siehſt Du ſie?“ fragte das Mädchen.

„Ich ſehe ſie,“ antwortete Joſille.

„Hand aufs Herz! war ſie es? — war er es?“

„Hand aufs Herz!“ wiederholte Joſille in einem faſt feierlichen Tone; „er war es wirklich, und ſie war es auch wirklich.“

Digitized by Google

12. Die Laube.

Die kleine Bevette ſtand einen Augenblick nachdenkend da. Dann nahm ſie ihr Taſſenbrett wieder auf und ſagte:

„Mein armer Joſon, Du wirſt ſtets nur ein Schwachkopf bleiben!“

Im Innern der Laube ſagte Herr Prirat, der offenbar jetzt die Hauptperſon war:

„Man muß geſtehen, daß bei jenen Dramen die Decoration bedeutend mitwirkt. — Wenn Sie je den Anger von Treguern geſehen hätten, auf welchem ſich jene große Ruine erhebt, die man den Thränenthurm nennt, — wenn Sie den Gottesacker von Orlan geſehen hätten, und die dreifache Reihe der Pflanzſteine, und die Schlucht, welche unter den Rainweiden ſenkrecht abfällt, dann würden Sie das Alles weit beſſer begreifen. Und dennoch,“ unterbrach er ſich dann, „iſt es hier eben ſo unheimlich. — Dieſe Bosquets ſind weit und undurchdringlich. — Ich habe dort hinten Grotten geſehen, welche düſter ſind, gleich Eingängen zur Hölle. — Und hat man mir nicht erzählt, daß jene Gäßchen, welche [illegible] begränzen,

Bayerische Staatsbibliothek München

als Schaubühnen mehr als eines tragiſchen Ereigniſſes gedient haben?"

Es entſtand ein Schweigen, während deſſen Jeder eine unbehagliche Stimmung fühlte.

„Es iſt hier Alles zu finden," fuhr Herr Prirat langſam fort; „die großen und alten Gebäude, — die langen Corridore — die tiefe Einſamkeit — die gemiedenen Zimmer, in denen nur das Andenken an die Verſtorbenen wohnt. — Wenn die richtigen Verhältniſſe beobachtet werden zwiſchen der Bretagne, dem Lande der Finſterniß, und Paris, dem Vaterlande des Lichts, ſo kann ein Liebhaber hier gewiß ſehr ſchöne Erſcheinungen anbringen."

Der Commenthur Malo bewegte ſich und ſchien die Naſe dem Winde entgegen zu halten, wie ein Reh, welches in der Ferne Menſchen bemerkt.

„Treguern iſt in der Nähe!" ſagte er.

Dann öffnete er nochmals ſeinen Mund und fragte:

„Advocat, wo iſt der junge Mann, welcher mit Ihnen in der Poſtkutſche ſaß?"

„Herr Commenthur," antwortete Prirat, „die Stadt iſt groß, und der junge Mann ſcheint gute Beine zu haben; — wenn er noch läuft, ſo muß er ſchon ziemlich weit gekommen ſein."

Malo kreuzte die Arme über ſeiner Bruſt.

„Die Stunde naht!" brummte er zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen; „aber der, welcher ſterben muß, iſt noch nicht da, denn ich ſehe den Schleier nicht."

Der unſtäte und ſtechende Blick des Herrn Prirat ſchweifte

von der Marquiſe zu Gabriel von Feuillans und von dieſem wieder auf jene.

Die Marquiſe hatte einen Anſchein von Ruhe errungen; Feuillans verſchmähete es offenbar, ſich in die Unterhaltung zu miſchen; die übrigen Anweſenden befanden ſich dagegen in der vortrefflichſten Stimmung, um Geiſtergeſchichten anzuhören.

Die unbeſtimmten und hochtrabenden Worte des Herrn Prirat hatten die Neugierde erweckt, ohne ihr die mindeſte Befriedigung zu gewähren, und die Gegenwart des Commenthurs erweckte in dem Geiſte eines Jeden jenen vorbereitenden ſchönen Schauder, welcher den Werth der Erzählungen am Kamine verdoppelt.

Allerdings wurde ganz in der Nähe getanzt; die Töne des heitern Feſtes drangen zu den nach Geſpenſterſchauern Lüſternen herüber; allein wer kennt nicht die Macht der Gegenſätze?

Der Glanz des Ballſaales vermehrte den düſtern Anblick, den das Innere der Laube gewährte.

„Weiß man denn ſonſt nichts über jene drei übernatürlichen Weſen?“ fragte eine ſchöne Gläubige, die Vicomteſſe von Vaublanc.

„Schöne Dame!“ rief der Baron Brocard aus, „man weiß zunächſt, daß ſie gar nicht exiſtiren“

Es drängte den guten Baron, ſeine Stellung als ſtarker Geiſt geltend zu machen.

„Ah, da erinnere ich mich eben an die Geſchichte meiner Tante!“ ſagte Champeaux, indem er triumphirend in ſeine Hände klatſchte. „Als ſie noch jung war, ſah ſie beſtändig einen weißen Bock, — nein, daß ich es recht erzähle: einen

ſchwarzen Bock — und endlich einen ſchwarzen Bock oder einen weißen Bock. — So viel iſt gewiß, daß es ein Bock war. — Dieſer Bock —"

„Allerdings, meine Dame," antwortete indeß Herr Prirat, „glaubt man mehr von den drei Raben zu wiſſen, und es muß wohl dem ganzen Spuk irgend etwas Wahres zu Grunde liegen, denn ſonſt würden die armen Bewohner der großen Heide gewiſſe Einzelheiten nicht haben erfinden können. — Wenn ich nicht zu langweilen fürchtete —"

„Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie!" rief man von allen Seiten.

„Sei's nun, daß man die Erſcheinung lediglich für die dreifache Form des letzten Treguern ausgibt," verſetzte der kleine Mann, „ſei's daß man drei verſchiedene Geſpenſter zuläßt, welche durch eine geheimnißvolle Kette mit einander verbunden ſind, denn ſie trennen ſich nie, ſo iſt es doch in beiden Fällen allgemeiner Glaube, daß ſie auf die Erde zurückkehren, um vergoſſenes Blut zu rächen — eine Mordthat oder drei Mordthaten. — Demſelben Glauben zufolge iſt die Schweſter der Geiſter die Dolmetſcherin der drei Raben bei den Lebenden. — Der Commenthur Malo könnte Ihnen ſo gut, wie ich, ſagen, daß ſie ſchon zu wiederholten Malen den Gegenſtand ihrer Rache in den Händen gehabt haben."

„Sie haben ihn in den Händen gehabt," ſagte Malo kalt, „und werden ihn wieder in die Hände bekommen."

„Bis jetzt haben ſie ihm noch Nichts gethan," fuhr der kleine Mann fort; „ja, ſie haben ihn ſogar beſchützt, — ſo kräftig beſchützt, daß dieſer Menſch, der von der niedrigſten Stufe ausgegangen iſt, bereits mit Hochmuth hinter ſich ſchaut,

den zurückgelegten Weg mißt, und ſich fragt: „Wo iſt das Hinderniß, welches mich zu hemmen vermöchte?““

Feuillans änderte ſeine Haltung und richtete ſeinen ſtrengen Blick auf Herrn Prirat, welcher das aber nicht zu bemerken ſchien.

„Dieſer Menſch,“ fuhr er fort, „findet jeden Morgen ſeine Arbeit gethan und ſeinen Weg geebnet. — Er ſieht nicht einmal die Hand, welche ihm hilft, und wenn er bisweilen die geheime Macht gefühlt hat, welche ihn erdrückt und umgiebt, ſo geſchah das nur, wenn er anhalten wollte auf dem ſchrecklichen Hange, den er abwärts eilt. — In ſolchen Augenblicken der Gewiſſenspein und des Zweifels mußte er ſeine Verdammung an den Stimmen errathen, welche ihm ein „Vorwärts! vorwärts!“ zuriefen.“

Herr Prirat unterbrach ſich und man konnte das heiſere Organ des Provinzmenſchen Champeaux hören, welcher fortfuhr:

„Damit ich aber auch recht erzähle: der Bock war ein Ziegenbock — oder vielmehr ein ganz weißer Ziegenbock, der auf ſeinen Hinterbeinen ging, wie ein abgerichteter Hund. — Meine Tante hatte Luſt, Nonne zu werden — und unſer Großoheim Hektor, welcher Procurator des Capitels war —“

„Man kennt alſo den, welchen ſie hier auf Erden verfolgen?“ fragte die hübſche Vicomteſſe wieder.

„Ich kenne ihn wenigſtens,“ antwortete Herr Prirat.

Es fand, wie man in den parlamentariſchen Zeiten ſagte, eine anhaltende Aufregung in dem Kreiſe ſtatt.

Feuillans lächelte verächtlich.

Digitized by Google

„Können Sie uns nicht ſagen, wie die drei Geiſter ausſehen?“

„Zwei derſelben ſind Greiſe und der Dritte iſt ein noch junger Mann, hat aber Haupt- und Barthaare, welche weißer ſind als Schnee.“

„Da iſt mir der Bock des Herrn von Champeaux lieber, der ein Ziegenbock iſt,“ bemerkte der dicke Brocard.

Er wurde durch einen ſchwachen Schrei unterbrochen, und Jeder konnte ſehen, wie ſich die Marquiſe, bleich vor Schrecken, zurückneigte.

„Da ſind ſie! da ſind ſie!“ ſtammelte zu gleicher Zeit die Vicomteſſe von Vaublanc, indem ſie zitternd ihr ſchönes Geſicht hinter ihrem Fächer barg.

Die Marquiſe hatte ihren Mund weit geöffnet, und ihre Hände zitterten, indem ſie wider ihren Willen nach einer Oeffnung in der Buchenwand hinter Gabriel von Feuillans zeigte.

Die Blicke Aller folgten neugierig der Richtung, nach welcher ſie zeigte.

Die Einen ſahen nur eine dunkle Oeffnung zwiſchen den Zweigen, aber Andere glaubten eine undeutliche Bewegung im Dunkeln zu bemerken.

Noch Andere — und Noiſy der Trockne ſtand an der Spitze dieſer Letztern — behaupteten, daß ſie drei Köpfe ohne Körper geſehen hätten: zwei Köpfe von Greiſen und ein Geſicht, welches noch den Anſchein der Jugend gezeigt habe, obſchon es von ſchneeweißen Haaren eingerahmt geweſen ſei.

Gabriel hatte ſich gleich allen Uebrigen umgeblickt, aber er gehörte zu Denen, welche nichts ſahen.

Digitized by Google

„Auf Ehre!“ rief der dicke Baron Brocard aus, „ich glaube daß die Marquiſe am letzten Ende ihren Garten wie die Bühne des Opernhauſes mit Verſenkungen und diverſen andern Maſchinerieen einrichten läßt, um ihren Gäſten angenehme Aufregungen zu bereiten.“

Olympia von Treguern verließ die Stelle, an welcher ſie dem Herrn von Feuillans gegenüber geſeſſen hatte, ſchritt durch die Laube und ging ſchweigend durch dieſelbe Oeffnung, hinter welcher ſich die drei vorgeblichen Geſpenſter gezeigt hatten.

Es entſtand ein Gemurmel des Staunens.

Während weniger Secunden konnte man Olympias weißes Kleid zwiſchen den Bäumen verfolgen.

Dann ſtammelte die Vicomteſſe plötzlich, ergriffen von einem Todesſchrecken:

„Es ſind ihrer zwei!“

Während eines flüchtigen Augenblicks vermochten die, welche der Oeffnung gegenüberſaßen, in der That zwei weiße Kleider zu ſehen.

Dann war Alles verſchwunden.

Einige Minuten ſpäter hatte der vertraute Kreis der Frau Marquiſe die Laube verlaſſen.

Gläubige und Zweifler hatten ſich unter dem Eindrucke eines unbeſchreiblichen Unbehagens entfernt.

Die am meiſten Ergriffenen hatten unter den Girandolen des Ballſaales eine Zuflucht geſucht.

Der Commenthur Malo und Gabriel von Feuillans blieben allein, zehn Schritte von einander, in der Laube.

Der Commenthur ſtand noch immer gegen ſeinen Baum gelehnt.

Digitized by Google

Feuillans saß an dem andern Ende der Laube und stützte seine glühende Stirn auf seine Hände.

„Falscher Priester!“ sagte da mit einem Male der Commenthur, „was wirst Du mir für mein Schweigen geben, wenn Du reicher sein wirst, als der König?“ — Und was wirst Du mir für das Wort geben, welches ich in der Kirche von Orlan an dem Tage sagte, als man die beiden Kinder über den Taufstein hob?“

„Sprechen Sie im Ernst, Malo von Treguern?“ fragte Herr von Feuillans ganz leise, „und kann man ihr Bündniß erkaufen?“

Der Commenthur richtete seine hohe Gestalt empor.

„Ich stand an der Stelle, wo ich jetzt stehe,“ sagte er; „an der Stelle, wo Du jetzt sitzest, saß der Marquis von Castellat an dem Tage vor seinem Tode. — Da sank der Schleier nieder!“

Er zeigte dabei nach der Mitte der Laube.

„Falscher Priester!“ fuhr er dann fort, „ich blicke Dich stets an und erwarte, daß der Schleier niedersinke. — An der Stelle des alten Schlosses ist bereits ein neuer Palast emgewachsen. — Geduld! Geduld!“

Der Commenthur schritt nach dem Ausgange, welcher nach dem Ballsaale führte.

Als er an Feuillans vorüber ging, sagte er noch:

„Ich sollte mich erkaufen lassen! Und von Dir, le Brec! Ich habe es Dir schon vor zwanzig Jahren gesagt und wiederhole es Dir jetzt, da die Stunde naht: Du wirst vor mir sterben, und ärmer, als ich!“

In demselben Augenblick, als der Commenthur Malo in

einer Biegung des Buchenganges verschwand, erhob sich eine Stimme in dem Schatten der Gebüsche, welche sich nach dem Pavillon Ludwigs XV. erstreckten.

„Was kümmert der ohnmächtige Trotz dieses Greises!" sagte die Stimme. „Sein Stern leuchtet dort an dem Himmel, stets strahlender und stolzer —"

Zwei andere Stimmen antworteten:

„Ja, sein Stern ist dort!"

Feuillans erhob sein Haupt ein Wenig.

„Vorwärts! — vorwärts!" murmelte er, wie in einem Traume. „Ja, ja — die Todten haben mir den Weg gebahnt und mich vorwärts getrieben!"

„Es ist nur noch ein Schritt zu thun!" sagte die Stimme, welche zuerst gesprochen hatte.

Feuillans erhob sich, aber seine Haare sträubten sich auf dem Kopfe.

„Geister der Verstorbenen!" sagte er, indem er das Zittern seiner Stimme zu beherrschen suchte, „was gibt es jenseits dieser Stunden, dieser so kurzen Stunden, welche man das Leben nennt?"

Man vernahm etwas, wie ein leises Geflüster, das aus dem Laube herzukommen schien, durch welches der Nachtwind säuselte.

Dieses Geflüster sagte:

„Schlummer!"

„Das Nichts!" rief Feuillans aus, dessen Haupt sich hochmüthig erhob.

„Aber," unterbrach er sich dann in plötzlicher Unruhe „woher kommen alsdann die, welche mit mir sprechen?"

Es verſtummten die Stimmen im Gebüſch, und nur die heitern Accorde des Orcheſters ließen ſich noch hören.

Feuillans ſchaute durch das Laubdach nach dem Himmel.

„Mein Stern!“ ſagte er, „da iſt er und ſteht faſt im Zenith. Es iſt wahr; nur noch einen Schritt habe ich zu thun! Vorwärts! — vorwärts!“

„Seine Maßregeln ſind gut ergriffen, wie ſtets!“ ſagte eine der Stimmen.

„Nach dem Morde,“ ſagte eine zweite Stimme, „können hundert Zeugen beweiſen, daß er auf dem Balle der Frau Marquiſe gegenwärtig geweſen iſt.“

„Er that recht daran, zu kommen,“ fügte noch die dritte Stimme hinzu; „denn wer es nun wagen wollte, ihn anzuklagen, würde von der Strafe der Verleumdung getroffen werden!“

Feuillans kreuzte ſeine Hände in krampfhafter Weiſe.

Es entſtand abermals ein kurzes Schweigen.

Dann ſagten die drei Stimmen zu gleicher Zeit:

„Die Zeit verfließt — der Weg iſt gebahnt! — In wenigen Minuten wird es zu ſpät ſein! — Wird er im Augenblick des Triumphs ſeinen Muth verlieren?“

Feuillans fuhr mit beiden Händen über ſeine von Schweiß triefende Stirn.

Er that einen Schritt gegen das Bosquet, blieb dann wieder ſtehen, kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt und ſetzte endlich in ſtürmiſcher Haſt ſeinen Weg fort.

Er verſchwand im Dunkel.

Man hörte nichts mehr im Gebüſch.

Digitized by Google

Nach wenigen Secunden vernahm man durch die Stille ein flüchtiges und leichtes Geräusch.

Die fernen Lichter des Festes erleuchteten eine unbestimmte und fast durchscheinende Gestalt, welche unter den geneigten Zweigen dahin schlüpfte.

Man hätte diese Gestalt für eine jener Töchter der Luft, für eine jener Seelen ohne Körper halten sollen, welche von den Nachtwinden über die Einöden dahin geführt werden.

Sie trat in die Laube.

Es war ein jugendliches Weib.

Ihre langen aufgelösten Haare fielen in Unordnung zu beiden Seiten ihres Antlitzes nieder, welches weißer war, als ihr Kleid.

Wir haben keine Worte, um die seltene und sanfte Wehmuth zu schildern, welche auf ihren schönen Zügen ruhte.

Sie glich jenem jungfräulichen Bilde, welches in dem Boudoir der Marquise hing, dem Bilde des Fräulein Laurence von Treguern, gleich wie die flüchtige und verschleierte Erinnerung der glücklichen Wirklichkeit gleicht.

So muß der Dichter in seinen Träumen die bleiche Gestalt der entschlafenen Geliebten anbeten.

Einen Augenblick stand sie da, indem sie den Rücken nach dem Lichtschein wandte, welcher von dem Ballsaale ausging, das Haupt senkte und aufmerksam nach der Gegend schaute, wo Feuillans verschwunden war.

Dann wandte sie sich um, und ihr mit einem Male erleuchtetes Antlitz zeigte die großen schüchternen Augen, welche von einer gewissen Schwermuth verschleiert schienen.

Ihre Lippen öffneten sich und ließen einige Strophen des

traurigen und ſanften Liedes vernehmen, welches die bretoniſchen Mütter neben der Wiege ihres lieben ſchlummernden Engels ſingen.

Es war daſſelbe Lied, mit welchem Laurence von Treguern ehedem die kleine Olympia einſchläferte, wenn ſie in dem verlaſſenen Schloſſe des Nachts mit ihr allein geblieben war.

War ſie eine arme Seele, die keine Ruhe im Grabe zu finden vermochte?

Sie begab ſich an die Stelle, welche Gabriel von Feuillans vorher eingenommen hatte.

Aber ſie ſetzte ſich nicht, ſondern kniete nieder und ſtützte ihre beiden Ellbogen auf die Bank.

Es war ihr möglich, von dieſer Stelle aus das rege Leben auf dem Balle zu beobachten.

Ihre Augen wurden durch das zu lebhafte Licht geblendet und ſenkten ſich.

Als ſie dieſelben wieder erhob, ſpielte ein leichtes Lächeln um ihren Mund.

Es wurde gewalzt; ihr reizendes Köpfchen folgte dem Takte der Muſik. Dann preßte ſie ihre beiden Hände auf ihr Herz.

Leiſe Worte gingen zwiſchen ihren Lippen hervor.

„Liebe tödtet!“ ſagte ſie, während zwei große Thränen langſam über ihre Wangen rannen.

In dieſem Augenblick ließ ſich ein furchtbares Geſchrei von der Gegend der Terraſſe her vernehmen.

Das Orcheſter ſchwieg, und die größte Verwirrung trat in dem Ballſaale ein.

Olympia von Treguern ging ſchwankend durch die Laube.

„Sie haben ihn ermordet!“ ſagte ſie mit erſterbender Stimme.

Alle Gäſte der Marquiſe waren bereits auf der Terraſſe.

Am Fuß der Mauer, vor der grünen Staketen-Thür lagen zwei Männer am Boden, welche Beide todt zu ſein ſchienen.

Der eine war unſer junger Bretone Tanneguy, welcher beſinnungslos neben der Leiche ſeines Freundes Stephan niedergeſunken war.

Als Tanneguy aus ſeiner Ohnmacht erwachte, war der kleine dreieckige Platz, welcher den Garten der Marquiſe von dem von Stephan Gontier gemietheten Hauſe trennte, von Neugierigen bedeckt.

Um Mitternacht, wie um die Mittagszeit iſt Paris ſtets bereit, ſich zu derartigen Schauſpielen einzufinden.

Bei dem hellen Schein der Lampen ſah man die Terraſſe des Gartens bedeckt mit Damen, welche auf das Glänzendſte geſchmückt waren.

Die Gäſte der Marquiſe befanden ſich gleichſam in den Logen erſten Ranges.

Tanneguy blickte rund um ſich.

In dieſem erſten Augenblick hatte er keinen Begriff von dem, was vorgefallen war.

Er fragte ſich, warum dieſe Menge ſo lärmend und ſchreiend ſich um ihn dränge.

Und er hörte rund um ſich wiederholen:

„Hier an dieſer Stelle iſt er ermordet!“

„Vor der Thür ſeines eigenen Hauſes!“

Digitized by Google

Eine unbeschreibliche Angst umkrallte Tanneguy's Herz, als er den Faden seiner Ideen wieder zu ergreifen begann.

Er sah Leute, welche mit den Fingern auf ihn zeigten und sagten:

„Den da fand man quer über der Leiche liegen!"

Ueber der Leiche?

Tanneguy erinnerte sich.

Der Ermordete war ja Stephan!

Aber wo war jetzt Stephan oder seine Leiche, wenn er selbst nicht mehr in dieser Welt war?

Tanneguy suchte vergebens.

Stephans Leiche war nicht mehr da.

Während er noch suchte, erblickte er vor der Staketenthür drei schwarz gekleidete Männer, welche eine besondere Gruppe bildeten.

Es waren zwei Greise und ein Mann, der noch jung schien, obschon seine Haare weiß wie Schnee waren.

Ein Frost durchrieselte Tanneguy's Adern.

Diese Männer hatte er schon anderswo und zwar öfter, als ein Mal, gesehen.

Er erinnerte sich der drohenden Worte, welche er vor Kurzem unter den Bäumen der elysäischen Felder gehört hatte.

Aber er behielt keine Zeit zum längern Nachdenken, denn auf der Terrasse wurde eine Stimme laut und rief deutlich seinen Namen.

Tanneguy erschrak und erhob seine Augen.

Er bemerkte seinen kleinen Reisegefährten, den Herrn Prirat, der sich mit den Ellbogen auf die Balustrade der Terrasse

geſtützt hatte und ſorgfältig die Gläſer ſeiner blonden Brille abwiſchte.

Herr Prirat trug ſeine ſpitze Mütze nicht mehr, ſondern war ebenfalls im Ball-Anzuge.

Neben ihm ſah Tanneguy mit unbeſchreiblichen Staunen jenes junge Mädchen, welches ihn bis an den Ort begleitet hatte, wo er ſich gegenwärtig befand; die ſchöne liebe Erſcheinung während ſeiner Nächte in der Bretagne, die, welche Herr Prirat Valeria genannt hatte, während ſie von den guten Bewohnern des Dorfes Orlan die Schweſter der Geiſter genannt wurde.

Sie trug ein weißes Kleid; einige Roſen waren in die Locken ihrer ſchwarzen Haare geſteckt.

Sie war ſchön und ruhig wie eine Heilige; ihr Blick ruhte mit kalter Freundlichkeit auf Tanneguy.

Dieſer ſtand wie von einem Donnerſchlage gerührt da.

Er hörte Herrn Prirat ſagen:

„Was meinen Sie, daß mit dem großen Burſchen da geſchehen muß, Herr von Feuillans?“

Herr von Feuillans, in welchem Tanneguy den Beſitzer des Schloſſes Ohneland erkannte, antwortete:

„Ich meine, daß man ſich ſeiner bis zur Ankunft der Behörden bemächtigen muß.“

Prirat drehte ſich auf dem Abſatze und ſetzte ſeine nun genugſam abgewiſchte Brille wieder an ihre gewöhnliche Stelle.

„Und Sie, Herr Commenthur?“ fragte er dann.

Das bleiche und wehmüthige Antlitz des Commenthur Malo ragte weit über die Galerie hinweg.

Digitized by Google

Man ſah ihn auf ſeltſame Weiſe lächeln, während ſein Blick auf dem jungen Bretonen ruhte.

„Es iſt nöthig," ſagte er ſo leiſe, daß Niemand ihn hören konnte, „damit der Name Treguern wieder erhöht werde."

„Meine Freunde," ſagte eine dicke, ganz mit Juwelen beladene Dame, indem ſie ſich an die Menge wandte, bemächtigen Sie ſich des Mörders!"

Das war eben die dicke Dame, welche Tanneguy mit ihrem Mops aus der Kutſche hatte ſteigen und in ein Haus treten geſehen, an deſſen Wänden überall mit Rieſenbuchſtaben die Worte Funfzehnter Auguſt ſtanden.

Es entſtand eine Bewegung unter der Menge, welche den armen Tannegny enger umſchloß, während Herr Prirat ſich vor der dicken Dame verneigte und lächelnd zu ihr ſagte:

„Frau Marquiſe, ich habe hundert Stunden mit dieſem jungen Burſchen zurückgelegt und mache Sie darauf aufmerkſam, daß man in ſeiner Briefta ſche ein Empfehlungsſchreiben an Sie finden wird."

Marianne von Treguern verbarg ihre plötzliche Erbleichung hinter ihrem Fächer.

„Er wäre es!" ſtammelte ſie erſchrocken.

„In eigener Perſon!" antwortete Herr Prirat mit großer Ruhe.

13. Graf von Treguern.

Man tanzte nicht mehr in den feenhaften Gärten der Marquiſe.

Das Orcheſter war beurlaubt.

Das unglückliche Ereigniß, welches ſtattgehabt hatte, erlaubte die rauſchende Freude nicht mehr.

Das Feſt hatte ſeinen Charakter geändert.

Allein beendet war das Feſt noch nicht; es hatte ſich nur aus der Nähe des Blutgeruches zurückgezogen und in die prachtvollen Salons des Hotels geflüchtet.

Es war nicht mehr ein Ball, ſondern ein Rout.

Eigenthümlich war es, daß ſich die Reihen der edlen Vereinigung nicht einmal gelichtet hatten.

Gewöhnlich reichen geringere Unglücksfälle hin, ſolche frivolen Verſammlungen zu ſprengen.

Sobald man ſich nicht mehr ergötzen kann, ſo geht man; das iſt ſtehende Regel

Warum überlebte das Feſt der Frau Marquiſe den Tod der Luſt?

Geſchah das, von dem neu erlebten Drama zu ſprechen

und nach Muße alle Einzelheiten, alle, auch die geringfügigsten Umstände zu erörtern?

Nicht im Entferntesten war das der Fall, und kaum sprachen noch wenige halsstarrige Schwätzer von der alten Geschichte, seit deren Erlebung bereits eine volle Stunde vergangen war.

Man hatte andere Dinge auf dem Zuge; es wurde die Aufführung eines neuen Drama's erwartet.

Unbestimmte Gerüchte kreisten hier und dort, ohne daß man wußte, von wem sie verbreitet waren, und die Gäste der Frau Marquise blieben ganz einfach, um die Wahrheit dieser Gerüchte zu ergründen.

Der Roman, um den es sich handelte, hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der rohen Tragödie, welche sich in dem benachbarten Gäßchen zutrug.

Es war ein Liebes-Roman, eine Komödie im edlen Stil, durchaus voll eleganter Mysterien und vergoldeter Verwicklungen.

Der Held war Gabriel von Feuillans, die Heldin Olympia von Treguern.

Man sprach von einer Verheirathung, man sprach von Millionen.

Schon seit langer Zeit beschäftigte sich die Welt mit unbestimmten Gerüchten, welche auf Unkosten des schönen Gabriel im Umlauf waren.

Die Geschichte von der englischen Lebensversicherung und den funfzehn oder zwanzig Millionen war so bekannt, daß sie fast zu einem Kindermärchen geworden war.

Man glaubte nicht mehr an dieselbe, sondern suchte eine

andere Quelle für den künftigen Reichthum des Herrn von Feuillans.

Denn so weit ging der Skeptizismus der Welt nicht, daß er an dem Reichthum selbst hätte zweifeln sollen.

Feuillans mußte binnen Kurzem ein ungeheuer reicher Mann werden: das war Glaubensartikel.

Am heutigen Abende gewannen die bisher unbestimmten Gerüchte einen Körper.

Die Hypothese wurde zur Gewißheit.

Die goldne Wolke war geplatzt.

Feuillans hatte die ungeheuere Partie, welche er gespielt hatte, gewonnen. Er war jetzt der Eigenthümer von Millionen.

Nun bedenke man, ob man sich noch um einen armen Teufel bekümmern konnte, der in einem Hinterhalt ermordet war?

Was will das sagen: ein Mord!

Jedes Jahr kommen hundert Mordthaten vor.

Aber zwanzig Millionen! vielleicht noch mehr! Zwanzig Millionen so mit einem Male zu gewinnen! das ist ein Ereigniß! das ist Stoff zu endlosen Plaudereien!

Wenn man nur an dergleichen denkt, so hüpft schon das Herz in der Brust.

Ja, so etwas hat die Kraft eines Erdbebens.

Es gibt keine Mordthat, welche dagegen aufkommen könnte!

Ich glaube, wenn ein ganzes Stadtviertel ein Raub der Flammen, wenn eine ganze Stadt von den Fluthen verschlun-

gen würde, ſo könnte die allgemeine Theilnahme noch nicht in gleichem Grade angeregt werden.

Denn jeder Menſch iſt Spieler, jeder Menſch träumt von gewaltigen Reichthümern, Jeder denkt bei einem ſolchen Glück an ſich ſelbſt und ſucht ſich die tolle Freude zu vergegenwärtigen, welche ihn gegenüber einem ſolchen unmöglichen Glück ergreifen würde!

Zwanzig Millionen!

Damit können alle Leidenſchaften befriedigt werden, damit kann jedes Sehnen geſtillt werden, damit kann die ganze Welt gekauft werden, und ſie iſt ja ſtets feil!

Warum hatten denn die Eiferſüchtigen nicht ebenfalls ihr Leben in London verſichert?

Die Londoner Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft war ja gern bereit, ſie alle mit Gold zu überſchütten.

Dergleichen Lebensverſicherungen ſind ſo liebenswürdige Anſtalten.

Könnt ihr Euch denn die Phyſiognomie eines Mannes vorſtellen, der zwanzig Millionen gewonnen hat?

Eines Mannes, welcher täglich dreitauſend Franken verzehren kann, ohne das Kapital anzugreifen?

Muß nicht die Stirn eines ſolchen Mannes Strahlen ausſenden, wie die Sonne?

Können ſeine Füße noch den Erdboden berühren?

Deßwegen wollte ein Jeder den berühmten Gabriel näher betrachten.

Man hat nicht zwei Mal im Leben die Gelegenheit, eine ſolchem Uwandlung zu ſehen.

Digitized by Google

Die Gäſte der Marquiſe waren ergriffen, aufgeregt bis zu Thränen gerührt und ſuchten den ſchönen Gabriel.

Die am wenigſten Begeiſterten hegten mindeſtens die Sehnſucht, ihn im Triumph auf ihren Armen zu tragen.

Ich habe mit meinen eignen Augen dicke Damen und alte Offiziere ſchluchzen geſehen, während die Gewinnſte der Lotterie gezogen wurden.

Und dabei handelte es ſich nur um erbärmliche vierhundert Tauſend Franken.

Zwanzigtauſend Franken jährliche Zinſen!

Die Hälfte von dem, was ein Mützenmacher beſitzt, wenn er ſich in Ruhe ſetzt.

Was würden jene empfindſamen Seelen nicht um einer Million willen gethan haben?

Und erſt um zwanzig Millionen willen?

Gabriel ſah indeß ſo ziemlich aus, wie er alle Tage ausgeſehen hatte: vielleicht war er ſogar ein Wenig bläſſer, als gewöhnlich.

Dagegen war der kleine Advocat Prirat ein Mann, der vor Freude ſtrahlte.

Wenn man ihn ſah, ſo hätte man glauben mögen, er ſei der muthmaßliche Erbe des Herrn von Feuillans.

Er war in ſteter Bewegung: das war ſo ſeine Natur.

Man hatte geſehen, wie er ganz leiſe mit der Marquiſe ſprach, wie er dem Commenthur ein Wort in das Ohr raunte, wie er einen Blick mit Olympia von Treguern wechſelte.

Er hatte ſogar den Halbgott geangelt. Er hielt Herrn

von Feuillans in der Nische eines Fensters fest und sprach mit geläufiger Zunge mit ihm.

Kurz, wir haben nie recht erfahren, was für eine Rolle dieser kleine Mann spielte.

Was hat er bisher anders gethan, als daß er bei den Leuten durch das Schlüsselloch eingedrungen ist und sich in Dinge gemischt hat, welche ihn nichts angingen?

Als er den Herrn von Feuillans verließ, da umgab man ihn, als wäre er eine wichtige Person.

Er nahm eine stolze Haltung an und sagte unter andern bemerkenswerthen Dingen:

„Obgleich ich nicht die Ehre habe, zur Familie zu gehören, so erlaubt mir doch das Vertrauen, welches der Herr Graf von Treguern und die Frau Marquise mir schenken, so zu sprechen, wie ich es eben gethan habe —"

„Der Graf von Treguern?" wiederholte man.

„Wen nennen Sie denn Graf von Treguern?" fragte Noisy der Trockne.

„Offenbar den, welcher das Recht hat, diesen Namen zu führen," antwortete Herr Prirat mit wichtiger Miene.

Alle die, welche die Geschichte des Hauses Treguern, wenn auch nur oberflächlich, kannten, blickten einander erstaunt an.

Dann befragten die Blicke Aller den Commenthur Malo, welcher abseits in einer Ecke des Salons saß

Der Commenthur schaute Herrn Prirat an, und schien nicht geneigt, zu widerlegen.

„Wir haben viel Mühe gehabt," nahm Herr Prirat wieder das Wort, indem er langsam mit dem Kopfe nickte. „Es

gab da eine unterirdiſche Oppoſition, welche bewirkte, daß wir viel Garn wieder aufwickeln mußten! — Aber Seine Majeſtät hat geruht, dazwiſchen zu treten, und ich künde Ihnen hiermit officiell an, daß Herr von Feuillans nach ſeiner Vermählung mit dem Fräulein Olympia von Treguern den Namen ſeiner erlauchten Gemahlin nebſt dem Titel eines Grafen annehmen wird, dieweilen der Grafenrang bereits ſeit Tanneguy VII., der im Jahre 1614 ſtarb, mit dem Hauſe Treguern verbunden iſt."

Der Commenthur legte beide Hände auf die Arme ſeines Stuhles und erhob ſeine Augen nach der Decke.

Seine Lippen bewegten ſich, aber er ſprach nicht.

Allein es war auch nicht mehr der Commenthur, welcher die Gäſte der Marquiſe intereſſirte, die Blicke der Neugierigen ſuchten Olympia auf.

Man bemerkte Olympia, die neben der Frau von Caſtellat in dem anſtoßenden Salon ſaß.

Man konnte wahrnehmen, daß die Marquiſe ihrem engern Kreiſe daſſelbe mittheilte, was Herr Prirat officiell bekannt gemacht hatte.

Olympia ſchien mit Ergebung die Glückwünſchungen hinzunehmen, welche auf ſie los regneten.

Es war nicht ein einziges junges Mädchen in den Salons des Hotel Caſtellat, das nicht mit Begeiſterung ſein Loos gegen Olympia's Loos ausgetauſcht haben würde.

Alle dachten, während ſie holdſelig der jungen Braut zulächelten:

„Warum iſt dieſes große Glück nicht mir zugefallen?"

Denn Feuillans war einer von jenen Männern, welche zu gleicher Zeit die Phantaſie und das Herz der Frauen feſſeln.

Er bedurfte in der That ſeiner Millionen nicht, um in der Liebe glücklich zu ſein.

Allein die Millionen, welche er beſaß, thaten ihm keinen Eintrag.

Und dann wurden jene jungen Mädchen zornig, als ſie die kalten und faſt verächtlichen Blicke der ſchönen Olympia ſahen.

Sie meinten, daß ſich Olympia nicht darauf beſchränke, überglücklich zu ſein, ſondern auch noch ſich ſtelle, als verachte ſie ihren Triumph, was doch ſicher das Maß füllen heißt!

Es hatte Niemand entgehen können, daß Olympia noch nicht einen Blick auf ihren Verlobten gerichtet habe.

Schon gab es etliche Fräulein, die von Natur liebevolle und theilnehmende Seelen waren und dachten:

„Der arme Herr von Feuillans! — Er wird nicht glücklich werden!“

Der Chevalier von Noiſy deutete ſich die mit Bitterkeit gemiſchte Kälte, welche ſich in den Augen des Fräulein von Treguern ausſprach, auf andere Weiſe.

Dieſer Noiſy, genannt der Trockne, hatte ſeine Eigenthümlichkeiten. Er hatte romanhafte Anſichten und betrachtete die Dinge nie von dem alltäglichen Standpunkte der Wahrheit aus.

Seine Freunde klagten ihn, und nicht ohne Grund, an, daß er ſtets Mittag um vierzehn Uhr ſuche, und die einfach-

ſten Dinge des gewöhnlichen Lebens in einem geheimnißvollen Lichte ſehe.

Seine Phantaſie legte ſich wie ein Prisma vor ſeine Augen.

Er erblickte die Ereigniſſe durch lügneriſche Brillengläſer, und es waren endloſe Phantasmagorien, die ihn umgaukelten.

Er hatte ein Wenig körperliche Aehnlichkeit mit dem guten Ritter von la Mancha, welcher Schafe für Mohren und Windmühlen für Rieſen anſah.

Und in moraliſcher Hinſicht glich er dem Ritter Don Quixote noch mehr, als in phyſiſcher; er war edelſinnig, er war tapfer, er war hochherzig und ſehr gefühlvoll, ſobald ſich ſeine wunderlichen Vorurtheile nicht vor ſeine Augen ſtellten und ſeine Ausſicht trübten.

Wenn er Olympia von Treguern betrachtete, ſo erinnerte er ſich ſo recht lebhaft an die ſchöne Laurence, welche ebenfalls die Braut des Herrn Gabriel von Feuillans geweſen war; er erinnerte ſich an die eigenthümlichen Worte des armen Stephan, welcher Gabriel mit dem Vampyr verglich, und wider ſeinen Willen die unerklärliche Furcht durchblicken ließ, daß er durch Gabriel ſeinen Tod finden werde.

Stephan war nun in dieſer Nacht geſtorben, und auf gewaltſame Weiſe geſtorben.

Es war ſicherlich unmöglich, irgend eine Verbindung zwiſchen ſeinem Tode und Herrn Gabriel von Feuillans aufzuſtellen; und Noiſy ſtellte auch keine auf.

Aber er ging in ſeinem Geiſte Alles durch, was in dem Boulogner Walde vorgefallen war: die von Feuillans verlaſſene Einladung, das Briefchen, welches Stephan von einem unbe-

kannten Knaben überreicht war, und beſonders jene Stimme, welche in dem Augenblick, als die ſchöne Gräfin Torquatie vorüber fuhr, aus dem häßlichen Fiaker rief: „Auf heute Abend!“

Und als unerwartete Folgerung von alle dem fühlte der Chevalier den Verdacht in ſeiner Seele keimen, daß Olympia vielleicht geopfert ſein könne.

Warum dachte er das?

Welche Beziehung vermochte er zwiſchen jenem halben Dutzend in ein verzweifeltes Dunkel gehüllter, verſtümmelter, unzuſammenhängender Thatſachen und Olympia's Verheirathung nachzuweiſen?

Noiſy würde es ſelbſt nicht vermocht haben, dieſe Frage zu beantworten, allein er kümmerte ſich auch wenig um die Logik, und wenn eine Idee einmal Wurzel bei ihm gefaßt hatte, ſo konnte ſie auch nicht wieder ausgeriſſen werden.

Von dieſem Augenblick dachte er nur noch daran, ſich Olympia zu nähern, um ſie in ihrem vermeinten Leiden zu unterſtützen und ihr für den Fall eines Unglücks die Hilfe ſeines Arms anzubieten.

„Laurence liebte ſie —“ rief er ſich in der Ueberſchwänklichkeit ſeiner Träumereien zu; „Laurence ſieht uns — Laurence wird mir im Himmel Dank ſagen!“

„Ei, der Tauſend!“ rief in dieſem Augenblick der dicke Baron Brocard aus; „es iſt doch ſehr intereſſant, daß wir noch erleben müſſen, wie Herr von Feuillans Graf wird und ſich Treguern nennt. — Allein man hatte uns von funfzehn bis zwanzig Millionen erzählt, und das iſt gleichfalls eine intereſſante Sache —“

Alle ſchwiegen, damit ihnen kein Wort von der Antwort verloren gehe, welche Herr Prirat geben würde.

Dieſer blies ſeine Backen auf und nahm ein Tempo, wie man in der Bühnenſprache ſagt.

Dann antwortete er:

„Für dieſen Augenblick iſt es mir nicht möglich, Ihnen die Summe mit vollkommener Genauigkeit anzugeben. — Allein ich meine, daß ſie zwanzig Millionen überſteigt!“

„Mehr, als zwanzig Millionen!“ wiederholte man von allen Seiten.

Champeaux, der Mann aus der Provinz, wurde faſt von einem Schlaganfalle bedroht, und Brocards großer Mund blieb weit geöffnet ſtehen.

Nun war es in der That der reine, unumwundene Haß, welcher ſich in den Blicken ausſprach, die von den jungen Tänzerinnen nach Olympia von Treguern gerichtet wurden.

Das Prisma, welches ſich vor Noiſy's Augen befand, zeigte ihm Olympia's ſchöne Züge verſtört und mit dem Ausdruck einer ſchrecklichen Herzensangſt.

In dem Augenblick, als ihre Hand von den Lippen des Herrn von Feuillans berührt wurde, meinte Noiſy ihren ganzen Körper von einem Schauder überlaufen zu ſehen.

Er ſchwor ſich ſelbſt zu, daß er die Wahrheit erfahren wolle, bevor er das Hotel verlaſſe.

„In dem Schloſſe Treguern wird die Vermählung ſtattfinden,“ fuhr Herr Prirat fort; „und ich glaube verſichern zu dürfen, daß Alle, welche heute hier zugegen ſind, Einladungen zu dem Feſte erhalten werden. — Sie werden alsdann ſehen, meine Damen, wie die Herrſchaften der vornehmen Familien

in den guten alten Zeiten beſchaffen waren; Sie werden einen ganzen Tag fahren, und ſchnell fahren, ehe Sie die Gränzen der Beſitzung erreichen, welche der Graf von Treguern wieder an ſich gekauft hat."

Er unterbrach ſich, und ein leichtes Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen, indem er fortfuhr:

„Wenn dann ganz Paris nach dem armen Dorfe Orlan eilt, ſo werden hoffentlich die drei Raben und die Schweſter der Geiſter ihr Glück anderwärts ſuchen!"

In dieſem Augenblick bot Gabriel von Feuillans der Marquiſe ſeinen Arm, um mit ihr nach den innern Gemächern zurückzukehren.

Nur Fürſten pflegen auf ſolche Weiſe ihren Gäſten gegenüber zu verfahren; allein, wenn man mehr als zwanzig Millionen beſitzt, ſo darf man wohl nach Weiſe der Fürſten handeln.

Noiſy eilte in den zweiten Salon, in welchem Olympia von Treguern allein zurück geblieben war, und ging gerade auf ſie zu.

Selbſt in dem großen Salon begann es leer zu werden, weil Herr Prirat endlich ſeine Mittheilungen beendigt hatte.

„Ich gehöre mit Leib und Seele denen, welche von Laurence geliebt wurden," ſagte Noiſy mit einem gewiſſen Feuer; „haben Sie mir nichts zu befehlen, mein Fräulein?"

Er glaubte bereits verſtanden zu werden, wenn er nur ein halbes Wort ſagte, denn ſein Geiſt war aufgeregt und Olympia war in ſeinen Augen ein Opfer.

Digitized by Google

Ein ſchwerer und ſicherer Schritt ertönte auf dem Fußboden des Saales.

Noiſy wandte ſich und ſah den Commenthur Malo auf ſich zu kommen.

„Da Sie mir hier nicht antworten können, mein Fräulein," ſagte er ſchnell und mit leiſer Stimme, „ſo werde ich Sie im Garten in der großen Laube erwarten."

Er verneigte ſich und ging.

In dem Garten war Niemand. Man hörte nur jenſeits der Bosquets das Rollen der vorfahrenden Kutſchen, das Stampfen der Pferde und das Rufen der Bedienten.

Das dauerte ſo etwa eine Viertelſtunde, dann war Alles in der Wittwen-Allee ſtill geworden.

Nur hier und da brannten noch einige Lampen im Gebüſch.

Noiſy ging mit großen Schritten und mit entblößtem Haupte auf und ab.

Er ſah bereits eine Poſtkutſche angeſpannt und das Opfer in dieſelbe ſteigen, um ſeinen gehäſſigen Peinigern zu entfliehen.

Ein Mal, zwei Mal war er ſchon in die große Laube getreten, hatte ſie aber beide Male leer gefunden.

Als er zum dritten Male in dieſelbe trat, erblickte er eine weiße Geſtalt in halb liegender Haltung auf einer Raſenbank.

Es war Olympia; er erkannte ſie an ihrem Ballkleide und an ihren ſchwarzen Haaren.

Nur waren dieſe Haare aufgelöſt, und die Locken derſelben nicht mehr mit Roſen geſchmückt.

Digitized by Google

„Was ſoll ich thun, mein Fräulein?“ fragte Noiſy. „Ich bin zu Allem bereit.“

Das junge Mädchen rührte ſich nicht.

Kaum vermochte Noiſy etwas von ihrem Geſichte zu bemerken, das von den Locken der ſchwarzen Haare bedeckt wurde.

„Immer jung!“ ſagte ſie halblaut. „Immer ſchön! — Wer hat denn jenen Todesſchrei ausgeſtoßen?“

Noiſy fühlte ſein Herz zuſammen geſchnürt.

„Sind Sie es, Olympia?“ fragte er.

Das junge Mädchen warf ſeine Locken zurück und richtete ſeine Augen auf ihn.

Er warf ſich auf die Kniee und ſchrie laut auf.

Seine Hände falteten ſich und er nahm die Haltung eines inbrünſtig Betenden an.

„Laurence!“ rief er. „Laurence! Um Ihretwillen wollte ich ſie retten!“

Das junge Mädchen lächelte wehmüthig.

„Wer wird mich retten?“ fragte ſie.

Dann fuhr ſie leiſe und kaum verſtändlich fort:

„Liebe tödtet!“

Der letzte Schein, welcher durch das nahe Bosquet leuchtete, erloſch.

Ein Seufzer entwand ſich Laurence's Bruſt.

Noiſy breitete die Arme gegen ſie aus, aber ergriff nur die Luft.

Das weiße Kleid ſchlüpfte hinter den Bäumen dahin, und unter dem dichten Laube hörte man aus der Ferne den Geſang der bretoniſchen Mütter.

Digitized by Google

14. Das Innere eines Tempels der Liebe.

Es war ein sehr weites Gemach, hoch und gewölbt, wie eine Kapelle.

Auf beiden Seiten befanden sich der Längenausdehnung dieses Gemaches nach Fenster.

Die bestaubten Wände bewahrten noch hier und da einige Spuren von hübschen Frescogemälden, deren zarte Farben hinter den Spinnegeweben, die lang und breit von den Friesen niederhingen, hervorzublicken versuchten.

Zwischen den Fenstern bemerkte man Spuren von Sculpturen.

Man errieth sogar an zwei oder drei Stellen die koketten Umrisse jener Kartuschen aus den Zeiten Ludwigs XV., in welche Bilder oder Wappen eingerahmt gewesen waren.

Aber Zeit und Staub waren noch anderweit in ihrem Vernichtungswerke unterstützt. Die Reliefs waren absichtlich verwüstet und es schien, als habe ein Vandale die Guirlande nackter Nymphen, welche an der Decke einen Reihen tanzten, mit einem Hammer angegriffen.

Vordem, als diese zur Liebe erweckenden Sculpturen noch

lächelten, als dieſe Emails noch ſtrahlend und neu waren, und in heitern Garben das Licht zurückwarfen, welches von den kryſtallnen Kronleuchtern ausging, da mußte dieſes Gemach einem kleinen, dem Cultus der Freude geweihten Tempel gleichen.

Jetzt athmete man hier einen Moder- und Grabesgeruch ein, aber dennoch waren einige Spuren der frühern erotiſchen Beſtimmung geblieben.

Eine unheimliche Phantaſie hatte an dieſem Orte alle Embleme der Trauer, alle Gegenſtände, welche an den Tod erinnern, gehäuft, ohne jedoch völlig die Spuren ausgelaſſener Orgie verwiſchen zu können.

Hier und da hatte zwiſchen den Trümmern des Frieſes der zerſtörende Hammer eine wogende Schärpe vergeſſen, welche ihren marmornen Faltenwurf im Winde ſpielen und den Reſt von dem Buſen einer Göttin ſehen ließ.

An einer andern Stelle erblickte man ein Ueberbleibſel eines unkeuſchen Gemäldes, welches unter den ſtrengen Armen des Kreuzes erſchien.

Wieder an einer andern Stelle waren es roſige Lippen, die hinter dem Kopfe eines Skelettes zum Kuſſe ſich vereinten.

Man fühlte ſich bei dieſem Anblick von einem Schauder überlaufen, wie bei dem herausfordernden Lächeln, welches zwiſchen den häßlichen Runzeln einer alten Buhldirne erſcheint.

Aber wir haben noch nicht genug ſagt, daß ſich der Leſer einen, wenn auch nur ſchwachen Begriff von dem An-

blick machen könne, welchen dieſes Gemach darbot, von jenem Anblick, der alle Gränzen des Bizarren überſchritt.

Nur ein Illuminat oder ein Wahnſinniger konnte hier ſeine Wohnung aufgeſchlagen haben.

Obgleich das Gemach ſehr groß war, ſo wurde die Bewegung in demſelben dennoch bei jedem Schritte von der Unmaſſe von Dingen gehemmt, welche in Unordnung in demſelben umherlagen, und deren jedes ſeinen Antheil beitrug, damit das Ganze noch fremdartiger und unheimlicher erſcheine.

Ganz im Hintergrunde, der Hauptthür gegenüber, an der Stelle, wo man den Kamin hätte erwarten ſollen, ſah man ein Grabdenkmal von Granit, welches in einzelnen Bruchſtücken hierher gebracht und dann mit großer Geduld zuſammengeſetzt ſein mußte.

Auf dem Denkmale lag ein geharniſchter Ritter, die Arme über die Bruſt gekreuzt und die Füße gegen den Leib eines großen Jagdhundes geſtützt.

Der Theil der Wand, an welchen ſich dieſes Denkmal lehnte, wurde faſt vollſtändig von einem rieſigen Wappenſchilde mit den verſchiedenen Wappenfeldern des Hauſes Treguern eingenommen.

Ueber dem Wappenſchilde ſtand die Deviſe: ***SUB MORTE VITA.***

Rechts und links befand ſich ein buntes Durcheinander von ungeſtalten Bruchſtücken, aus Reſten von Inſchriften, Trümmern von Aſchenkrügen, vermoderten Todtengebeinen und auf Kirchhöfen geſammelten Kreuzen beſtehend

Auf jedem dieſer Kreuze las man den Namen eines Mitglieds der Familie Treguern.

Das ganze Mobiliar beſtand in einem ſchmalen Gurtenbette, auf welchem ein flacher Strohſack lag, aus einem großen Tiſche, auf welchem Compaſſe, Erdkugeln, Pergamente und Flaſchen von der verſchiedenſten Geſtalt erblickt wurden, und einer alten ſchwankenden Truhe.

Die Truhe war mit alten Schmöchern vollgepfropft, und ihre geplatzten Wände boten eine Reihe kabaliſtiſcher Sculpturen.

Das Gemach wurde von zwei ſchwarzen Leuchtern erhellt, welche Mannshöhe hatten und urſprünglich die Beſtimmung gehaben mochten, bei Begräbniſſen zu dienen.

Zwei Kirchenlichter, die auf die eiſernen Spitzen jener Leuchter geſteckt waren, verbreiteten ein ſchwermüthiges Licht, und trugen nur bei, das Dunkel noch unheimlicher erſcheinen zu laſſen.

Ein Mann ſtand vor dem Denkmale, indem er ſeinen Rücken der Thür zuwandte und nur ſeinen kahlen Schädel zeigte.

Er war mit einem langen ſchwarzen Rock mit offenen Aermeln bekleidet, gleich den Magiern vergangener Zeiten, und vor ihm, auf dem Grabe ſelbſt, ſtanden drei große Kiſten von Fichtenholz, deren Deckel abgehoben waren.

Der Leſer würde ſogleich dieſe drei Kiſten wieder erkannt haben, wenn er wirklich das ernſte, ſanfte und beſcheidene Antlitz des Reiſenden hätte vergeſſen können, der aus der Bretagne in dem Coupé der Poſtkutſche angelangt war, in deren Innern Herr Prirat und Tanneguy geſeſſen hatten, jenes Reiſenden,

Digitized by Google

welchen der Bediente der Marquiſe Herr Commenthur genannt hatte.

Hier war er zu Hauſe.

Dieſes große trauernde Gemach bildete das einzige Gemach in dieſem Pavillon Ludwigs XV., deſſen Aeußeres eine ſo heitere und anmuthige Wirkung in dem Garten der Marquiſe hervorbrachte.

Die drei aus der Bretagne mitgebrachten Kiſten waren mit Steinen gefüllt, welche denen ähnlich waren, die den Boden bereits bedeckten.

Zwiſchen den Steinen lagen auch einige alte Bücher und Pergamentſtücke.

Der Commenthur wurde ganz und gar von ſeiner Arbeit gefeſſelt — und dieſe Arbeit beſtand darin, daß er die Granitſtücke aus einer der Kiſten, wie ſie ihm in die Hände fielen, nahm, und der einen zerbrochenen Ecke des Grabſteines anzupaſſen verſuchte.

Der Commenthur hatte bereits viele Steine verſucht, aber keiner paßte an den Bruch des Grabſteines.

Aber die Kiſten waren noch voll, und ſo oft der Commenthur ein neues Bruchſtück auswählte, leuchtete ein Blitz aus ſeinen Augen.

Es war leicht zu erkennen, daß dieſe Arbeit von entſchiedener Wichtigkeit für ihn war, und daß es ſich keineswegs nur darum handelte, ein altes Denkmal materiell auszubeſſern.

„Ich ſuche nun bereits ſo lange," ſagte er halblaut, „und habe noch immer nicht gefunden! — Viele Steine haben verloren gehen müſſen, während der Menſch den Grund des alten

Schloſſes umwühlen ließ, — aber alle Dinge ſtehen dort oben geſchrieben: wenn ich finden ſoll, ſo werde ich finden!"

Er unterbrach ſich, indem er einen Ausruf der Freude laut werden ließ.

Ein wenig Blut färbte ſeine gewöhnlich ſo bleichen Wangen.

Die Ecken des Steines, welchen er in der Hand hielt, paßten ziemlich genau in die Lücke des Grabdenkmals.

Er knieete nieder, um beſſer zu ſehen.

Man hätte deutlich das Pochen ſeines Herzens hören können.

Seine Hand zitterte heftig.

Für eine Minute ſchien ſeine ganze Seele in ſeinen Blick übergegangen.

Aber mit einem Male erloſch das Feuer ſeines Blicks, und ſeine Wangen erbleichten wieder.

Der Stein wurde zu den andern geworfen, welche ſich bereits neben ihm gehäuft hatten.

„Es iſt nicht derſelbe Granit!" klagte der Commenthur, indem er die Arme auf ſeiner Bruſt kreuzte.

Dann fuhr er fort, als wollte er ſich neuen Muth einſprechen:

„**Sub morte vita!** — Die Tage der Prüfung werden enden! — Schließt nicht morgen das zwanzigſte Jahr?"

Er dachte einen Augenblick nach.

Die heiſere Wanduhr, deren Gewichte an der Wand hinabſtreiften, verkündeten die zweite Stunde der Nacht.

Seit länger, als einer Stunde, waren die Gärten des Hotels bereits verödet, denn das tragiſche Ereigniß, deſſen

Zeugen die Gäſte der Marquiſe geweſen waren, hatte dennoch den Einfluß gehabt, daß die letzten Augenblicke des Feſtes abgekürzt waren.

Ein tiefes Schweigen herrſchte draußen, und man vernahm ſelbſt jenes Gemurmel, welches die nächtliche Stimme von Paris iſt.

Das Licht der beiden Kerzen fiel auf das Antlitz des Commenthurs, welches weiß und glänzend, wie ein altes Elfenbein war.

Seine Augen waren auf den Boden geheftet und langſame Worte quollen zwiſchen ſeinen Lippen hervor.

„Wir Treguern," ſagte er, „wir ſind Kinder des Grabes — unſer Wappen iſt das Sinnbild der Trauer — an ein Grab iſt unſer Geſchick geknüpft — aber jede Sünde wird geſühnt durch die Barmherzigkeit des Herrn: und wenn die Wiſſenſchaft nicht eitel iſt, ſo habe ich unſern Namen in leuchtenden Zügen in dem Buche der Zukunft geſehen!"

Er lauſchte, als wenn ein fernes Geräuſch zu ſeinen Ohren gelangte.

„Es gibt Leute," fuhr er dann in einem Tone beſondern Nachdrucks fort, „welche wachen, um den alten Thurm wieder aufzurichten! — Die Aecker tragen ſtets ihre vergoldete Ernte, der Fluß fließt zwiſchen den von Heerden bevölkerten Wieſen dahin; die Mühlen drehen ſich in dem von der See kommenden Winde, und die Bäume des Waldes ſind gewachſen — das Land erwartet ſeinen Herrn!"

Er unterbrach ſich, um ferner zu lauſchen.

Dann näherte er ſich einem Fenſter und hob einen Zipfel der grauen Serge, welche als Vorhang diente.

Digitized by Google

Dem Fenſter gegenüber öffnete ſich die große Linden-Allee.

Der Mond, welcher zwiſchen den domartig geſchloſſenen Aeſten hindurchſchien, beleuchtete hier und da Marmorſtatuen, deren Weiße durch das Dunkel, aus welchem ſie hervortraten, noch mehr gehoben wurde.

Alles war regungslos und ſtill.

Der Commenthur fuhr erſt mit der einen, dann mit der andern Hand über die Stirn.

„Wenn das Kind hätte ſterben müſſen, ſo würde ich den Schleier geſehen haben!“ dachte er.

Er ließ den Vorhang niederſinken und ſetzte ſich neben den großen Tiſch, deſſen kräftiges Alter ſich unter der Laſt der Seltſamkeiten beugte, welche er trug.

Der Commenthur ſtieß einen von Grünſpan angenagten Octanten mit ſolcher Heftigkeit zurück, daß er klagend gegen einen mit ſeinem Helme verſehenen Kolben flog.

Dann machte er ſich vollends Platz, indem er zwei oder drei Hände voll Eiſenwerk zur Rechten und zur Linken fortſchob.

Hierauf ſetzte er ſelbſt ſich auf den Tiſch neben eine hohe Pyramide alter Bücher.

Unter dieſen Büchern befanden ſich zwölf Folianten, die Meiſter Albert von Lauingen, bekannt unter dem Namen Albertus Magnus, geſchrieben hatte; der **Tractatus de philosophia occulta** von Cornelius Agrippa; der Geſpenſterſpiegel des Pfarrers Gaufridi; der Herameron von Torquemada, und die Reiſe zur Unterwelt von Bartholomäus Holzhäuſer.

Der Commenthur nahm das erſte beſte Buch von dieſer unheimlichen Bibliothek und begann zerſtreut in demſelben zu blättern.

„Graf von Treguern!“ ſagte er plötzlich, indem er mit ſeiner Hand die aufgeſchlagene Seite bedeckte, „ein le Brec! — Iſt das nicht die äußerſte Beleidigung? — Treguern! Treguern! Treguern! Biſt Du noch nicht genug geſtorben, um zu leben?“

Er fuhr fort zu leſen, allein man konnte ſehen, daß ſein Geiſt anderwärts war, und daß er eine baldige Unterbrechung erwartete.

In der That öffnete ſich nach wenigen Minuten die Thür ganz leiſe, ohne daß vorher angepocht war.

Ein bleiches junges Mädchen ſchien vielmehr herein zu ſchweben, als auf ihren Füßen zu kommen.

Sie war mit einem weißen Gewande bekleidet, und ihre Haare fielen in Unordnung über ihre Schultern hinab

Sie ſchritt durch das Gemach, ohne ein Wort zu ſagen, und man hätte ſie vielmehr für eine himmliſche Erſcheinung, als für ein Weib mit Fleiſch und Bein halten ſollen, denn ihre ſchwankende und ſchlanke Taille hatte etwas Nebelartiges, und trotz dem Ausdruck tiefen Schmerzes, welcher aus ihren troſtloſen großen Augen ſprach, hatte ſie das Antlitz eines Engels.

„Ich erwartete Sie!“ ſagte der Commenthur, ſchloß ſein altes Buch und ſtand auf. „Werden ſie kommen?“

Das junge Mädchen ging an ihm vorüber, ohne ſtehen zu bleiben und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Man hörte ein dumpfes Geräuſch an dem andern Ende

des Gemaches, und zwar links von dem großen Wappenschilde der Treguern, welches hinter dem Grabmale angebracht war.

Das junge Mädchen bahnte sich einen Weg zwischen alten Rüstungen, Steintrümmern und wurmstichigen Kreuzen hindurch, um bis zu der Stelle zu gelangen, von welcher das Geräusch auszugehen schien.

Sie berührte einen Knopf, der hinter der alterthümlichen Tapete verborgen war, und das große schwarze Feld mit silbernen Thränen senkte sich gleich dem Brett einer Zugbrücke, um dann eine weite gähnende Oeffnung zu zeigen.

Ein feuchter und kalter Luftzug drang in das Innere des Pavillons.

Ein menschliches Gesicht trat aus der Nacht des Gewölbes hervor und in die Wohnung des Commenthurs.

Dann kamen noch zwei andere Männer, welche eine mit einem Tuche bedeckte Bahre trugen.

Das junge Mädchen war zur Seite getreten, um die Männer vorüber gehen zu lassen

Der zuerst Eingetretene ging um den Sarkophag herum und verneigte sich schweigend gegen den Commenthur.

Er zeigte mit der Hand nach dem Tische, auf welchen seine unter ihrer Bürde keuchenden Gefährten ihre Bahre setzten.

Das junge Mädchen drückte beide Hände auf ihr Herz, um die stürmischen Schläge desselben zu bewältigen.

Dann stellte sie sich hinter den Tisch und blieb unbeweglich wie eine schöne Statue stehen.

Die drei Männer, welche mit der Bahre eingetreten waren,

Digitized by Google

zeigten ein verſchiedenes Alter, verſchiedene Haltung und Verſchiedenheit der Geſichtszüge.

Der erſte ſchien noch jung zu ſein, ungeachtet die Haare ſeines Hauptes und ſeines Bartes von blendender Weiße waren.

Die beiden andern ſchienen faſt Greiſe zu ſein.

Alle drei trugen eine Kleidung von dunkler Farbe und gleichförmiger Einfachheit.

Der, welcher die Kopfſeite der Bahre trug, war groß, kräftig gebaut, und ſein Kopf, der in gewaltige Kauwerkzeuge endete, war von einem Walde ergrauter Haare bedeckt.

Jener, welcher die untere Seite der Bahre getragen hatte, war dagegen von kleinem Wuchs, hatte ein faſt kahles Haupt und ein rundes Geſicht, auf welchem ein zweifelſüchtiges Lächeln ruhte.

Der Mann mit dem weißen Barte hatte regelmäßige und ſchöne Züge; ſeine Haltung deutete auf Stolz, und man fühlte ſich ſofort geneigt, ihn für das Haupt des geheimnißvollen Kleeblatts zu halten.

Ungeachtet der Unterſchiede oder — um uns beſſer auszudrücken — der vollkommenen Widerſprüche, welche zwiſchen den drei Männern ſtattfanden, trugen ſie ein unbeſchreibliches und geheimes Gepräge, welches ihnen einen gleichförmigen Anſtrich gab.

Vielleicht kam das nur daher, weil ſie ihr Leben einer und derſelben Aufgabe gewidmet und die große Leidenſchaft, welche unter der eiſigen Bläſſe ihrer Geſichter glühte, zu einer gemeinſchaftlichen gemacht hatten.

Digitized by Google

Dieſe Menſchen mußten eine ſchreckliche Aufgabe angegriffen, ſie mußten alle drei dieſelbe namenloſe Marter erduldet, dieſelbe unerhörte Arbeit verſucht haben, denn eine gleiche düſtere Entſchloſſenheit leuchtete aus den Blicken Aller, in denen nichts Menſchliches mehr lag.

Hinter den unüberſteiglichen Mauern der Trappiſtenklöſter findet man dergleichen lebende Geſpenſter, welche die Erde ſchweigend auswerfen, um ſich ihr eigenes Grab zu graben.

Solche Trappiſten waren auch dieſe Männer, welcher Beweggrund es auch ſein mochte, der die religiöſe Begeiſterung bei ihnen erſetzt hatte, um das Fleiſch zu tödten.

Sie waren ernſt, hart, unbeugſam; man ſah wohl, daß ihr Herz, welches gegen ihre eigenen Leiden taub geworden war, auf das Schmerzen-Geſchrei Anderer nicht hören konnte.

Deſto ſchlimmer für das Hinderniß, welches der Zufall auf ihrem unverſöhnlichen Wege ihnen entgegen geſtellt hatte!

Nicht ohne Zweck haben wir der Trappiſten-Klöſter erwähnt.

Die Trappiſten vergeſſen die Namen, welche ſie in der Welt hatten; und auch in dieſer Hinſicht glichen die drei Männer den Trappiſten.

Man bezeichnete den Mann mit dem weißen Barte mit dem Titel des Großpriors; man nannte die deutſchen Kauwerkzeuge Funfzehnter Auguſt, den kleinen kahlen Greis aber Doctor Barrabas.

Der Commenthur erblickte mit einem Schauder das über die Bahre gebreitete Tuch.

Das junge Mädchen dagegen wandte die Augen ab, und bemühete ſich, die Thränen zurückzuhalten, welche hervorquellen wollten.

„Er iſt nicht todt!“ ſagte der Commenthur mit ſchwacher und zitternder Stimme; „er kann nicht todt ſein! — Ich habe den Schleier nicht geſehen.“

Der Großprior lächelte ſpöttiſch und grauſam.

„Treguern iſt ſehr tief geſunken!“ ſagte er halb laut; „der Teufel nimmt ſich nicht mehr die Mühe, mit ihm zu ſpielen.“

Er hob das Tuch, welches die Tragbahre bedeckte, und man konnte Stephans Körper mit ſeinem erdfahlen Antlitz und dem von Blut bedeckten Hemde ſehen.

Eine Klage entwand ſich der Bruſt des jungen Mädchens, während der Commenthur mit einem faſt an Stumpfſinn erinnernden Ausdruck wiederholte:

„Er iſt nicht todt — er kann nicht todt ſein!“

Das Ausſehen des unglücklichen jungen Mannes ſchien ſeinen Worten nur zu ſehr zu widerſprechen.

„Der Tag graut ſchnell in dieſer Jahreszeit,“ ſagte der Großprior, „und er muß begraben werden, ehe der Tag graut.“

„Da iſt Herr Malo,“ fügte der Doctor Barrabas hinzu, „welcher uns den Ort zeigen wird, wo der Gärtner der Frau Marquiſe Schaufel und Spaten aufbewahrt. Funfzehnter-Auguſt und ich, wir werden das Loch graben.“

Das junge Mädchen ſchwankte auf ſeinen Beinen und vermochte ſich kaum noch an einer Ecke des Tiſches zu halten.

Digitized by Google

Der Commenthur trat einen Schritt vor und legte ſeine Hand auf Stephans Herz.

Der Athem der Jungfrau ſtockte in ihrer Bruſt und ihre Augen begannen zu leuchten.

„Sehen Sie nur unſere Valeria an,“ ſagte Funfzehnter-Auguſt zu dem Großprior, „wie ihre Augen leuchten!“

Der Großprior wandte ſeine Augen nach dem jungen Mädchen.

Aber Valeria's Augen leuchteten nicht mehr.

„Nun, Herr Malo,“ fragte Barrabas den Commenthur, „was ſagen Sie?“

„Daß ich ſeinen Herzſchlag nicht fühle,“ antwortete der gute Mann mit leiſer Stimme. „Aber ich weiß recht gut, daß er nicht todt iſt. — Und Sie könnten ihn retten, wenn Sie wollten, da Sie ein Arzt ſind.“

Valeria's Hände falteten ſich wider ihren Willen, während ihre ſchönen Augen ſich flehend gegen den Doctor wandten.

Aber Händefalten und flehender Blick waren vergebens.

Barrabas ſchüttelte mit vornehmer Miene den Kopf.

„Das Meſſer iſt unter der vierten Rippe eingedrungen,“ ſagte er; „es hat eine Verletzung der edlen Organe ſtattgefunden, und der Blutverluſt hat den Tod herbeigeführt. — Das iſt keineswegs der Neger geweſen, welcher den Stich verſetzt hat!“

„Wenn es Gabriel ſelbſt geweſen iſt,“ murmelte der Großprior, „ſo iſt es ein Beweis, daß Gottes Gerechtigkeit auf Erden beginnt.“

Digitized by Google

„Gabriel war um die Mitternachtſtunde in den Salons der Marquiſe," ſagte Funfzehnter-Auguſt.

„Eine Viertelſtunde vor Mitternacht," fügte der Doctor hinzu, „ſtieg er mit den letzten hunderttauſend Franken in ſeinem Portefeuille vor der Thür des Engländers aus ſeiner Kutſche."

„So habe ich alſo die neueſten Nachrichten!" ſagte Funfzehnter Auguſt.

„Nein," verſetzte der Commenthur; „um halb ein Uhr kehrte der falſche Prieſter in das Haus des Opfers zurück.

„Das Haus war bereits umſtellt," ſagte der Großprior; „auf welchem Wege hat er daſſelbe verlaſſen können?"

Als er dieſe Worte geſagt hatte, wurden drei eilige Schläge an die Rückſeite des Wappenſchildes von Treguern gethan.

Die drei Gefährten horchten auf und blickten einander erſtaunt an.

„Löſcht die Lichter!" befahl der Großprior mit leiſer und kurzer Stimme.

Funfzehnter-Auguſt blies das eine, Doctor Barrabas das andere der zwei Lichter aus, welche zu beiden Seiten des Grabſteins ſtanden.

Das Gemach wurde nur noch von den Strahlen des Mondes erleuchtet, welche in ſchräger Richtung die nach dem Garten führenden Fenſter trafen.

„Verbergt Euch!" befahl dann der Großprior wieder, indem er Malo umfaßte und hinter die Truhe zog

Draußen wurde wiederholt angepocht, und der ſtürmiſche

Pocher, welcher wohl glauben mochte, daß Niemand in dem Pavillon ſei, verſuchte mit Gewalt einzudringen.

Ein tiefes Schweigen herrſchte jetzt in der Klauſe des Commenthurs.

Alle Gegenſtände hatten ihr Ausſehen verändert, und jene Mondſtrahlen, welche ſchwach durch die Serge der Vorhänge fielen, warfen nach allen Seiten große Schatten, aus denen der Grabſtein, die Urnen und die Kreuze hervorzutreten ſchienen.

Es war, als fielen hier und da breite Draperien über die verſtümmelten Häupter der Statuen.

Nie hat eine Theater-Decoration, die ein kräftiger und kühner Pinſel ausgeführt hatte, ſo unheimliche und geheimnißvolle Wirkungen hervorzubringen vermocht.

Die geheime Thür, durch welche der Großprior und ſeine Gefährten eingetreten waren, hatte ein Schloß, welches aus den Zeiten Ludwigs XV. herrührte.

Zu jener Zeit hatte das noch ganz neue Schloß ſich nur geöffnet, um niedlichen Spukgeſtalten den Durchgang zu gewähren; war es aber einmal geſchloſſen geweſen, ſo würde es eines Sturmbockes bedurft haben, um es zu ſprengen.

Allein drei Viertheile eines Jahrhunderts und die Feuchtigkeit einer unterirdiſchen Treppe reichen hin, um auch das beſte Schloß zu zernagen.

Nach wenigen Minuten bewegte ſich das Wappenſchild der Treguern abermals und verſetzte die ſchlecht befeſtigte Tapete in eine heftige Erſchütterung.

Ein Mann, der einen langen Mantel über einen Ball-Anzug geworfen hatte, trat in das Gemach.

Er blickte rund um ſich und warf dann das Wappenſchild wieder zu.

„Niemand!“ murmelte er, nachdem er einen Augenblick gelauſcht hatte. „Stets daſſelbe Glück! — Gott wird mich in dieſem Leben nicht ſtrafen!“

Er wurde von einem Schauder überlaufen, weil ſeine an das Dunkel gewöhnten Augen das bunte Durcheinander zu überſchauen begannen.

„Wenn die Todten zurückkehren könnten, ſo müßte ich ſie hier am erſten erblicken,“ dachte er.

Er bog um die Ecke des Grabſteines und ſchritt nach der Hauptthür, neben welcher er das elende, aber leere Gurtenbett des Commenthurs Malo ſehen konnte.

Eine Wolke ſchwebte an dem Monde vorüber, und das Zimmer wurde plötzlich verdunkelt.

Der Eingetretene that einige Schritte auf das Gerathewohl; ſein Fuß ſtrauchelte zwei oder drei Mal und er fühlte ſich verloren zwiſchen den tauſend Trümmern, welche den Boden bedeckten.

War er es Täuſchung.

Es ſchien ihm, als hörte er verhaltene Athemzüge in dem Dunkel der ihn umgebenden Nacht.

Er taſtete und ſuchte ſich zu orientiren, ſeine ausgereckten Arme durchſuchten die Finſterniß.

Er begegnete der Ecke des Tiſches und ſtieß dann einen Schrei aus, weil ſeine Finger eine kalte Hand berührt hatten.

Der Mond trat wieder hinter dem Gewölk hervor und

erleuchtete von Neuem das Antlitz des Eingetretenen, so wie auch die Leiche des Ermordeten.

Der Eingetretene war bleich, fast eben so bleich, wie die Leiche, und hätte man sich bei der launenhaften Beleuchtung durch die Strahlen des Mondes auf die Eindrücke verlassen dürfen, welche das Auge erhielt, so hätte man sagen können, daß der Mann und die Leiche eine gewisse überraschende Aehnlichkeit zeigten.

Das Haupt des todten Jünglings fiel träge zurück und wurde von den Locken blonder Haare umwallt; und das waren dieselben blonden Locken, welche die hohe und stolze Stirn des Gabriel von Feuillans einfaßten.

Dieser stieß einen zweiten erstickten Schrei aus und wich einen Schritt zurück; sein erschreckter Blick schaute nochmals im Zimmer umher, während seine Kniee wankten.

„Warum hier?" stammelte er.

Er faltete seine Hände und sein Haupt senkte sich nachdenkend.

„Die Männer der Gerechtigkeit sind da drüben," sagte er. „Sie folgen der durch Bluttropfen bezeichneten Spur und suchen die Leiche. — Wer ist denn auch dieses Mal, wie stets, dem Mörder zu Hilfe gekommen?"

Er richtete seine Stirn empor und aus seinen Augen leuchtete ein herausfordernder Blick.

Man sah wohl, daß dieser Mann, seiner Kühnheit ungeachtet, an übernatürliche Dinge glaubte.

„Ich nehme an!" sagte er dann langsam und reckte seine Arme in den leeren Raum aus, als hätte er ein Bündniß schließen wollen mit denen, welche nicht von dieser Welt sind.

Digitized by Google

„Schon ſeit langer Zeit habe ich zwiſchen dem Leben und der Ewigkeit gewählt!“

Ein undeutliches Gemurmel folgte auf dieſe Worte.

Gabriel ſtampfte den Boden mit ſeinem Fuße und ſagte mit lauterer Stimme:

„Zeigt Euch doch! — Ich erwarte Euch!“

Sein unerſchrockenes und ruhiges Auge durchforſchte das Dunkel.

Niemand zeigte ſich.

Aber eine undeutliche Stimme, bei der er nicht zu unterſcheiden vermochte, von welcher Seite ſie ausging, antwortete das eine Wort:

„Später!“

„Später, es ſei!“ antwortete Gabriel und ordnete ſeinen Mantel auf ſeinen eleganten und zu gleicher Zeit kräftigen Schultern, indem er den Weg nach der Thür einſchlug. „Einſtweilen meinen Dank und auf Wiederſehen!“

Dann ging er mit raſchen Schritten durch das Zimmer, öffnete die Thür und verſchwand.

Der Commenthur verließ zuerſt ſein Verſteck.

Er war noch bleicher, als gewöhnlich, und ſeine Stimme zitterte, als er wie in einem Selbſtgeſpräche ſagte:

„Wenn der Verurtheilte den Rächer rufen wird, wenn der an dem Grabe des Tanneguy fehlende Stein wiedergefunden ſein wird, dann wird Treguern, der drei Mal geſtorbene, wieder auferſtehen. — Hat der Verurtheilte nicht den Rächer gerufen?“

Das junge Mädchen hob den Vorhang, hinter welchem es ſich verborgen gehalten hatte.

„Habt Ihr geſehen," fragte der Großprior, „wie der Todte dem Lebenden gleicht?"

„Das iſt wahr!" antwortete Funfzehnter-Auguſt und der Doctor Barrabas zu gleicher Zeit.

Der Commenthur fuhr fort:

„Der Stein fehlt noch, und Treguern iſt erſt zwei Mal geſtorben."

„Wohlan, Herr Malo!" ermahnte Funfzehnter-Auguſt, „jetzt ſind es Spaten und Schaufel, deren wir bedürfen. Und wären wir auch keine Nachtvögel, ſo würden wir doch an einem ſolchen Werke nicht bei Tage arbeiten können!"

„Wer wird die Todtenwache übernehmen?" fragte der Commenthur. „Ich bin Bretone und bin Chriſt — ich habe dem Todten Gaſtfreundſchaft gewährt, und will nun, daß auch für ihn gebetet werde, ehe wir ihn in das Grab ſenken!"

Die Jungfrau trat vor und ſagte:

„Gehen Sie! — ich werde wachen und beten!"

Funfzehnter-Auguſt und Doctor Barrabas wechſelten einen Blick mit einander.

„Es iſt gut," verſetzte aber der Großprior. „Malo führen Sie uns, während Valeria bei dem Todten wacht und betet."

Sie gingen.

Valeria hörte ihre Schritte auf dem Sande der Allee verhallen und ſah ſie, Schatten gleich, zwiſchen den Stämmen der alten Linden dahin ſchreiten, um ſich dann im Gebüſch zu verlieren.

Digitized by Google

Sie kehrte zu Stephans Leiche zurück und warf ſich vor derſelben auf die Kniee.

Sie wollte beten, wie ſie es verſprochen hatte, aber die Worte ihres Gebets fanden keinen Weg über ihre Lippen.

Schluchzen erſtickte ihre Stimme und ihre glühenden Augen rangen nach Thränen.

Sie ſtand wieder auf.

Sie ſtützte ihre Ellbogen zu beiden Seiten von Stephans Haupt auf den Tiſch; ihre Haare und ihre Thränen fielen auf die Stirn des Todten.

„Stephan! Stephan! Stephan!“ rief ſie drei Mal. „Hörſt Du mich nicht mehr? Muß ich um den Preis Deines ſo theuern Lebens das Glück jenes Herrn erkaufen, den ich nicht kenne?“

Sie neigte ſich noch mehr über ihn.

Und ſie war ſo ſchön, wie ein Engel der Trauer. Ihre Lippen berührten faſt die entfärbten Lippen des jungen Mannes.

Digitized by Google

15. Das gegrabene Grab.

Lange blieb das junge Mädchen in dieſer regungsloſen Haltung und verſunken in ihren Schmerz.

Sie ſprach nicht mehr.

Das Feuer ihrer Augen hatte ihre Thränen getrocknet.

Sie betrachtete das bleiche Antlitz des armen Stephan, auf welchem die Bewegungen des Lichts bisweilen einen Anſchein von Leben hervorriefen.

Aber ſie wurde nicht mehr von dieſer Lüge getäuſcht.

Stephan war todt.

Er war am vergangenen Tage zwanzig Jahr geweſen.

Ah! er hatte nicht glauben wollen. Die Gefahr reizt an und lockt in einem ſolchen Alter.

Stephan hatte nicht glauben wollen, als man zu ihm geſagt hatte:

„Der Tod lauert!“

Er hatte die Ohren Valeria's geliebter Stimme, gleich wie der Stimme ſeiner eigenen Ahnungen verſchloſſen.

Erinnert ihr euch, wie er vor wenigen Stunden noch ſo ſchön, ſo glücklich war! Wie er ſo ſtolz und heiter war! Wie

er ſein ſchäumendes Roß anſpornte, um Valeria's Rufe Folge zu leiſten!

Auch jetzt rief ihn Valeria wieder!

„Stephan! Stephan! Stephan!“

Aber Valeria rief umſonſt.

Der blonde Stephan hatte die Liebe nicht kennen gelernt, ſo lange er im Lande Bretagne wohnte.

Er liebte nur ſeinen Bruder Tanneguy.

Da ſagte man eines Tages zu ihm:

„Fanchette Fery iſt Deine Mutter nicht. Du biſt der Sohn einer vornehmen Dame, welche in Paris wohnt.“

Und er reiſte nach Paris. Fanchette weinte, als er abreiſte, Tanneguy begleitete ihn nach Redon, und ſie umarmten ſich noch ein Mal Beide, während ihnen das Herz recht ſchwer war.

„Wir werden uns wiederſehen,“ ſagte Stephan. „Die große Stadt iſt der Ort, wo Jeder ſein Glück macht. — Und wenn ich erſt reich bin, ſo wirſt Du mir nachfolgen.“

Der Wind verweht gewöhnlich dergleichen kindliche Worte.

Aber der Wind verwehte Stephans Worte nicht.

Er wurde reich und erinnerte ſich ſeines Verſprechens.

Wir wiſſen, wo und wie ſein Bruder Tanneguy ihn wiederfand.

War dieſe Doppelliebe, welche Beide Valeria's Schritten nachzog, ein neues Verhängniß?

Tanneguy war ihr in der Bretagne, Stephan in Paris nachgeeilt.

Hätte dieſer Tanneguy nicht beſſer gethan, bei Marcella

zu bleiben, dem hübſchen und ſanften Kinde, das jetzt mit ſeiner Erinnerung allein war und weinte?

Und Stephan, der arme Stephan, hätte er nicht beſſer gethan, den unheilbringenden Liebesreiz zu fliehen?

Hatten wir nicht Recht, wenn wir die bleiche Schweſter der Geiſter mit dem treuloſen Irrlicht verglichen, welches den bezauberten Reiſenden an den Rand des Abgrundes lockt?

Geſtern noch hatten ſich Stephan und Tanneguy voller Hoffnung in das Leben geſtürzt.

Da waren ſie der Schweſter der Geiſter begegnet.

Und was blieb jetzt von ihnen?

Eine Leiche, die auf dieſem unheimlichen Tiſche lag, und ein Unglücklicher, der des Mordes angeklagt war. —

Es war in einer Ballnacht geweſen, daß ſie Stephan, ihren Sieger, zum erſten Male geſehen hatte.

In dieſer verzweiflungsvollen Stunde wachte ihr erſtes Liebesweh wieder in ihr auf. Sie hätte ſchildern können, an welcher Stelle Stephan, gleichgiltig und müde, ſich ausgeruht hatte; ſie hätte ſagen können, welche Harmonie die Wogen der Walzenden beherrſcht.

Stephans Blick traf damals mit ihrem Blick zuſammen, und es war, als hätten die Seelen Beider in dieſen Blicken mit einander geſprochen.

Stephan trat zu ihr und ſagte jene hergebrachte Redensart, die allbekannte Formel der Einladung zum Tanze.

Valeria erbleichte, als hätte ſie eine Erklärung der Liebe gehört.

Wie ſanft war Stephans Stimme! und wie viel Reiz lag in ſeiner ſchüchternen Verlegenheit!

Digitized by Google

Man ſagt, daß nur in Romanen ein ſolcher ſchneller Austauſch der Herzen vorkomme, allein als Beide mit einander gingen, während ihre Hände zitterten und ihre Buſen höher wogten, da liebten ſich Stephan und Valeria bereits.

Valeria dachte nach, welches das erſte Wort geweſen ſei, das Stephan zu ihr geſagt habe.

Sie quälte ſich, ſie bemühte ſich und vergaß bei dieſer kindiſchen Anſtrengung ſogar den Umfang ihres ungeheuren Schmerzes.

Erinnert euch, ihr alle, die ihr ſchon ein Mal ein geliebtes Weſen beweintet, wie viel Mühe es macht, ehe die Ueberzeugung von dem Tode ſich in der Seele befeſtigt.

Sie enteilt immer wieder, und die halsſtarrige Hoffnung keimt ewig von Neuem, treibt ewig junge und kräftige Schüſſe, welche ſich um den abgehauenen Stamm eines alten Baumes erheben.

Man vergißt, man zweifelt, man träumt. —

Valeria lächelte faſt, als ſie ſich an das bittende und verlegene Lächeln erinnerte, in welchem Stephans ſtummer Dank beſtand, als er ſie auf ihren Platz zurückgeleitete.

Wir haben es bereits geſagt, daß Olympia von Treguern die Schönſte der Schönen war.

Valeria's Augen wurden feucht, als ſie an die große Wonne des erſten Geſtändniſſes ſich erinnert hatte.

Das arme, vor ihr knieende Kind war unfähig, ſein Glück auszuſprechen.

Erſt, als Olympia von Treguern ihre ſchöne Stirn, welche durch die Anbetung Aller gleichſam von einem Nimbus umge-

ben wurde, gegen ihn neigte, und als Olympia von Treguern zu ihm ſagte:

„Wenn Sie einen Brief erhalten, der mit dem Namen Stephanie unterzeichnet iſt, dann denken Sie an mich!“

Da ſtieß Stephan einen Ausruf der Freude aus und ſchwankte auf ſeinen Beinen, als wäre er zu ſchwach geweſen für ſolch ein berauſchendes Glück.

Und der anſteckende Rauſch ergriff auch das Herz des Fräulein Olympia von Treguern.

Jedes Opfer iſt ein Genuß in der Liebe.

Fräulein von Treguern wußte, daß ſie unvorſichtig und thöricht handle, wenn ſie dem jungen Manne, welchen ſie kaum ſeit wenigen Tagen kannte, den Namen Stephanie verriethe; aber es gefiel ihr das ſo; ſie hätte noch größern Leichtſinn begehen mögen.

Außer dieſem Namen Stephanie, an welchen ſich ein furchtbares Geheimniß knüpfte, würde Olympia von Treguern dem geliebten Stephan wahrſcheinlich auch noch das Geheimniß ſelbſt verrathen haben.

Dann war für ſie der ſchöne Frühling der Liebe eingetreten, welcher in den Städten, wie auf dem Lande, mit ſeinen Blumen erſcheint.

Sie wußten inmitten der wogenden Menge die Einſamkeit zu finden.

Der Gott, welcher die junge Liebe beſchirmt, vereinigte ſie ſtets und überall.

Sie waren Verlobte, und Valeria hatte zu Stephan geſagt:

„Ich werde die Deinige werden, oder ich werde ſterben!“

Digitized by Google

Da ſah denn Stephan ohne Eiferſucht den ſchönen Gabriel von Feuillans, welchen Jedermann als den künftigen Gemahl der Olympia von Treguern bezeichnete.

Stephan glaubte.

Er las ſein Glück in Valeria's Augen, und jeder Zweifel blieb an der Schwelle des Paradieſes zurück, in welchem dieſe bezauberten Stunden verfloſſen.

Das Leben breitete ſich noch lang vor ihnen aus, ein Leben der Hoffnung und der Wonne.

Und Valeria durchirrte, hingeriſſen von ihrem Traum, noch ein Mal die Blumenpfade dieſes Eden.

Ihr Haupt ruhte auf ihrer Bruſt; ihre Augen waren halb geſchloſſen, und ein leichtes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen.

Wohl lag hinter dieſen glücklichen Träumen ein! ſchrecklicher Trug; allein ſolcher Irrſinn des Schmerzes hat ſeinen Inſtinkt und weiſt bisweilen lange die Anſtrengungen der Wirklichkeit zurück.

Inmitten ihres Taumels erbebte Valeria mit einem Male.

Das Lächeln erſtarb auf ihren Lippen, und eine tiefe Bläſſe überzog ihr Antlitz.

Draußen im Garten, unfern vom Pavillon, ließ ſich ein dumpfes Geräuſch vernehmen.

Es war der Ton eines Spaten, mit welchem vorſichtig Erde ausgegraben wurde.

Valeria warf ihre erſchreckten Blicke um ſich.

Vergebens verſuchte ſie es, ihre lügneriſchen Träume zurückzurufen.

So oft der Spaten den Erdboden angriff, fühlte ſie einen Stich durch ihr Herz.

„Sein Grab!“ ſagte ſie leiſe und mit gebrochener Stimme. „Sie graben ſein Grab!“

Sie richtete ſich gerade empor und legte dann ihre glühende Stirn auf die kalte Wange des jungen Mannes.

Sie verſuchte, ſich die Ohren zuzuhalten, aber das Geräuſch drang dennoch in gleichmäßigen Zwiſchenräumen und unverſöhnlich zu ihr.

„In die Erde!“ rief ſie von einem Wahnſinn ergriffen aus. „Du, mein armer Stephan! — In die kalte Erde!“

Sie eilte nach dem Fenſter und erhob den Vorhang.

Bei dem Scheine des Mondes ſah ſie den Großprior und Funfzehnter-Auguſt unter dem nahen Bosquet auf ihre Spaten geſtützt ſtehen.

Der Commenthur lehnte ſich mit dem Rücken an einen Baum, und der Doctor Barrabas war eifrig mit Graben beſchäftigt.

Ein Schwindel ergriff ſie.

Sie ſank auf den Fußboden nieder und ſtammelte mit einem unausſprechlichen Grauſen:

„Da! — da! — an der Stelle war es, wo er zu mir ſagte: „Ich liebe Dich!“

Doctor Barrabas hielt eben mit ſeiner Arbeit inne, um den Schweiß von ſeiner Stirn abzutrocknen.

Der Großprior und Funfzehnter-Auguſt arbeiteten nun ihrerſeits und bedienten ſich der Schaufeln, um das begonnene Grab auszuräumen.

Valeria bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Digitized by Google

Dann ſchleppte ſie ſich ſeufzend an den Tiſch zurück, auf welchem Stephan lag.

Wie bewußtlos blieb ſie an demſelben ſtehen.

Aber bei dem erſten Einſtechen des Spatens, welches ſie wieder vernahm, richtete ſie ſich von Neuem empor.

„Stephan! — Stephan!“ rief ſie einer Wahnſinnigen gleich aus. „Malo von Treguern hat den Schleier nicht geſehen! — Du biſt nicht todt! — Du biſt nicht todt!“

Unter den übrigen Alterthümern, welche den Tiſch bedeckten, lag auch ein Stückchen Spiegel.

Valeria ergriff dieſes Stück Spiegelglas und hielt es vor die farbloſen Lippen des jungen Mannes.

Kein Athem trübte das polirte Glas.

Valeria warf daſſelbe hinweg, ſo daß es in tauſend Stücke zerſprang.

„Ha! — dieſes Geräuſch! — dieſe Töne!“ ſeufzte ſie und hörte wider Willen nach den immer dumpfer erklingenden Spatenſtößen.

Noch ein Mal empörte ſie ſich dann gegen den Augenſchein.

„Du biſt nicht todt! Du biſt nicht todt!“ ſchrie ſie und preßte ihren ſchönen Mund feſt auf Stephans Lippen.

Und ſie fuhr zurück, erſchreckt von ihrem eignen Glück.

Sie hatte an Stephans Tod nicht glauben wollen, und jetzt wagte ſie eben ſo wenig an ſeine Auferſtehung zu glauben.

Und doch hatte ein Hauch ihre Lippen berührt; ſie war deſſen ganz gewiß.

Aber ein ſo ſchwacher Hauch!

Sie kehrte zurück, ſuchte Nahrung für ihre Hoffnung und legte ihre zitternde Hand auf das Herz des jungen Mannes.

Digitized by Google

Ein leiser Pulsschlag ließ sich fühlen — ihm folgte ein zweiter stärkerer.

Valeria sank auf ihre Kniee; Thränen entquollen in reichlichem Maße ihren Augen.

Einen Augenblick danach öffnete Stephan die Augen und versuchte zu lächeln, als er bei seinem Erwachen Valeria's geliebten Augen begegnete.

Ende des dritten Bändchens.